This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Educ T
1719
14.775

ZWEITES LESEBUCH

SCHMIDHOFER

D. C. HEATH & CO.

Educ T 1719.14.775

Harvard College Library
THE GIFT OF
GINN AND COMPANY

,50

3 2044 102 864 931

Heath's Modern Language Series

Zweites Lesebuch

für amerikanische Schulen

Von

Martin Schmidhofer

Supervisor of German, Chicago Public Schools

Mit Bildern

von

Joseph Kahler

D. C. HEATH & CO., PUBLISHERS

BOSTON NEW YORK CHICAGO

Educ T 1719.14.775

HARVARD COLLEGE LIBRARY
GIFT OF
GINN & COMPANY
MARCH 17, 1927

COPYRIGHT, 1914,
BY D. C. HEATH & CO.

1D4

PREFACE

THE *Zweites Lesebuch für amerikanische Schulen* has been planned for a logical continuation of the method used in the *Erstes Lesebuch;* that is to say, that the direct method has been followed in both books. A few of the selections have been printed in the Latin type, although the Gothic predominates; for by this time the pupil has become fairly well acquainted with the foreign print. The illustrations have been prepared especially for this book by Joseph Kahler, the artist who illustrated the first book.

It is my belief that the pupil who has mastered the two *Lesebücher* will be able not only to understand the German language, but also to read, to write, and to speak it.

To Professor John Eiselmeier of the National German American Teachers' Seminary, Milwaukee, Wisconsin, I wish to make grateful acknowledgment for many helpful suggestions in the preparation of this book; and I also express my appreciation of the courtesy of the following publishing houses: Kaiserlich-Königlicher Schulbücher-Verlag, Vienna; Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart, Berlin, Leipzig; R. Oldenbourg, Munich.

MARTIN SCHMIDHOFER.

CHICAGO, November, 1913

Erſter Teil

1. Steh auf!

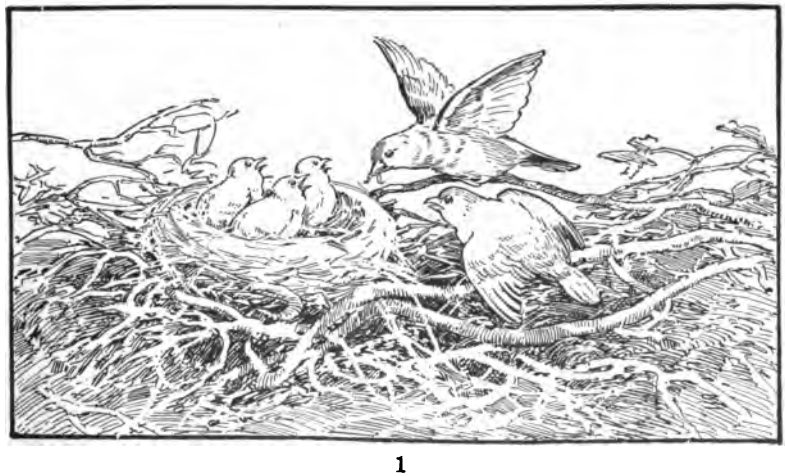
Wenn die Sonn' mit hellem Schein
Schaut ſo in dein Bett hinein,
Büblein, ſpring geſchwind heraus,
Sticht dir ſonſt die Augen aus.

Friedrich Güll.

2. Ein kleines Nest

Ein kleines Nest! — O, sagt mir an,
Was uns so herzig rührt daran?
Ein Kranz von Halmen ist's doch bloß,
Drin weiche Flöcklein, Hanf und Moos,
Ein Ährenhalm, ein Borkenstück
Und — eine ganze Welt voll Glück!

Julius Lohmeyer.



3. Der Sommer

Auf den Frühling folgt der Sommer. Er beginnt im Monat Juni. Die Sonne geht früher auf und später unter als im Frühling. Deshalb werden die Tage länger und die Nächte kürzer. Die Hitze ist oft sehr groß. Den fleißigen Menschen rinnt der Schweiß von der Stirn. Manchmal fällt ein Regen, der Menschen, Tiere und Pflanzen erquickt. Oft ziehen schwere Gewitterwolken am Himmel daher. Dann blitzt und donnert es gewaltig, der Sturm braust, und der Regen stürzt in Strömen vom Himmel. Unzählige Blumen schmücken jetzt Wald und Feld. Das Gras auf den Wiesen wird gemäht. Die Kirschen und viele Beeren reifen. Das Getreide färbt sich gelb und wird vom Landmann eingeerntet. Überall ist frohes Leben.

Nach Lorenz Kellner.

4. Rätselfragen

Wie wird mit einem Wort genannt:
Verbranntes Holz? gepflügtes Land?
Gebundne Blumen? langer Strick?
Gemahlner Weizen? und: zwölf Stück?
Gegerbte Haut? und: dürres Gras?
Gefrornes Wasser? geschoss'ner Has?
Gebacknes Mehl? ein breiter Fluß?
Geflochtne Haare? ein hölzerner Fuß?
Zerbrochne Töpfe? kleines Haus?
Ein heft'ger Wind? 'ne kleine Maus?

Ein ſchwarzes Pferd? ein junges Schaf?
Die Frucht der Reben? der ewige Schlaf?
Und: Bruder und Schweſter? Und am End
Sag, wie man Vater und Mutter nennt!

5. Das Lied vom Monde

Wer hat die ſchönſten Schäfchen?
Die hat der goldne Mond,
Der hinter unſern Bäumen
Am Himmel drüben wohnt.

Er kommt am ſpäten Abend,
Wenn alles ſchlafen will,
Hervor aus ſeinem Hauſe
Zum Himmel leis und ſtill.

Dann weidet er die Schäfchen
Auf ſeiner blauen Flur;
Denn all die weißen Sterne
Sind ſeine Schäfchen nur.

Sie tun ſich nichts zuleide,
Hat eins das andre gern,
Und Schweſtern ſind und Brüder
Da droben Stern an Stern.

Und soll ich dir eins bringen,
So darfst du niemals schrein,
Mußt freundlich wie die Schäfchen
Und wie ihr Schäfer sein.

Hoffmann von Fallersleben.

6. Die dunkelblaue Wiese

(Ein Gespräch)

Vater: Ich kenne eine große, dunkelblaue Wiese.

Emil: Vater, das ist dein Spaß. Solche gibt's ja gar nicht. Die Wiesen sehen grün aus, aber nicht blau.

Vater: Meine Wiese sieht aber doch blau aus und ist größer als alle Wiesen auf der Welt.

Laura: Hab ich sie gesehen, Vater?

Vater: Du und ihr alle habt sie gesehen und bekommt sie alle Tage zu sehen. Auf meiner Wiese geht jahraus, jahrein, einen Tag wie den andern, eine unzählbare Menge großer und kleiner Schafe auf die Weide, obgleich nichts dort wächst.

Anton: Aber, Vater, was machen sie denn dort, wenn sie nichts zu fressen finden? Die Schafe können doch nicht hungern?

Vater: Meine Schafe und Lämmer hungern nicht und fressen auch nicht.

Emil: Dahinter steckt etwas. Das sind gewiß keine lebendigen Schafe; denn die müssen doch fressen, sonst verhungern sie.

Vater: Lebendig ſind meine Schafe. Sie leben ſchon über tauſend Jahre, und immer ſind ſie noch wie ehemals, obwohl ſie weder hungern noch dürſten.

Lydia: Über tauſend Jahre ſind deine Schafe alt, Vater? Das kommt mir wunderbar vor. Die Schafe, hat unſer Lehrer geſagt, werden höchſtens vierzehn Jahre alt.

Vater: Aber es iſt doch ſo, wie ich geſagt habe, liebes Kind. Und ſchön ſind meine Schafe, ſo ſchön und glänzend, daß die Schafe in — in —, wie heißt doch gleich das Land, wo die beſten Schafe ſind?

Emil: Spanien, in Spanien. Sieh, Vater, ich hab's behalten!

Vater: — daß die Schafe in Spanien gar nicht mit ihnen verglichen werden können; denn die ganze Herde hat goldene Pelze.

Die Kinder ſahen einander verwundert an, brachen aber plötzlich in ein lautes Gelächter aus und riefen: Nein, ſolche gibt's nicht mit goldenen Fellen. Wie könnten die ſchwachen Tiere ſo eine Laſt tragen! Vater, du willſt nur ſehen, ob wir es glauben.

Vater: Es iſt mein Ernſt, Kinder. Die Felle ſchimmern wirklich wie Gold ſo hell und leuchtend, und ihr habt euch ſchon darüber gefreut.

Emil: Vater, ſind ſie den ganzen Tag auf der Weide? Hört man ſie nicht ſchreien?

Vater: Sie sind zwar den ganzen Tag auf der Weide; aber man sieht sie nicht immer, auch hab' ich sie noch nie schreien hören.

Lydia: Wenn nun der böse Wolf kommt, da schreien sie doch und laufen davon?

Vater: Auf diese Weide kann niemals ein Wolf kommen, und dann haben sie auch einen Hirten, der über sie wacht.

Anton: Einen Hirten, einen Hirten? Kann denn der auf so viele Schafe Achtung geben? Wie sieht er denn aus?

Vater: Der trägt ein schönes, helles, weißes Kleid, das wie Silber glänzt und niemals schwarz wird. Und ob er weit länger als tausend Jahre die Herde bewacht, so ist er doch noch nie eingeschlafen, hat sein Kleid nie ausgezogen. Er bleibt stets hell und munter und sein Kleid immer rein.

Emil: Nein, daraus kann ich nicht klug werden. Das muß ein närrischer Mann sein, der muß weder stehen noch gehen können und blind sein wie der alte Tobias da drüben, der doch erst achtzig Jahre alt ist.

Vater: Er steht nicht still, sondern geht immer unter seinen Schafen umher. Auch ist er nicht blind, sondern sieht sehr hell.

Laura: Vater, er schläft gewiß; aber du sagst nur so, damit wir nicht so lange schlafen sollen. Er kann auch schlafen; denn seine Hunde werden schon die Herde bewachen.

Vater: Seine Hunde? Hunde hat er gar nicht und braucht auch keine.

Laura: Aber eine Schalmei hat er doch und bläſt darauf?

Vater: Eine Schalmei zwar nicht, aber ein ſchönes ſilbernes Horn. Blaſen kann er aber nicht, und das Horn gibt auch keinen Ton von ſich.

Anton: Nun, das kommt immer wunderlicher. Ein Hirt mit Schafen, die über tauſend Jahre alt ſind, der ein Horn hat und nicht blaſen kann, der nie ſchläft und doch ſtets munter iſt, das begreif ich nicht.

Emil: Vater, in welchem Lande liegt denn die Wieſe, wo die Wunderſchafe gehen?

Vater: Die Wieſe liegt in gar keinem Lande, ſondern geht über alle Länder weg.

Lydia: In der Luft alſo, Vater, in der Luft?

Vater: Ja, da liegt ſie.

Lydia: Aber wie kommen denn die Schafe dahin? Sie können doch nicht fliegen — und fallen nicht herunter.

Anton: Nun, die möcht ich fliegen ſehen.

Vater: Du kannſt ſie alle Tage gehen ſehen. Wenn es Abend wird, kommen ſie zum Vorſchein[1] und weiden die ganze Nacht.

Emil: Ach, nun weiß ich, wer die goldenen Schafe ſind. Aber der Hirt?

Vater: Der iſt auch bei den Schafen. Und wenn ihr ihn ſehen wollt, ſo ſeht einmal zum Fenſter hinaus; denn dort kommt er herauf.

1. **zum Vorſchein kommen**, to make appearance, to appear.

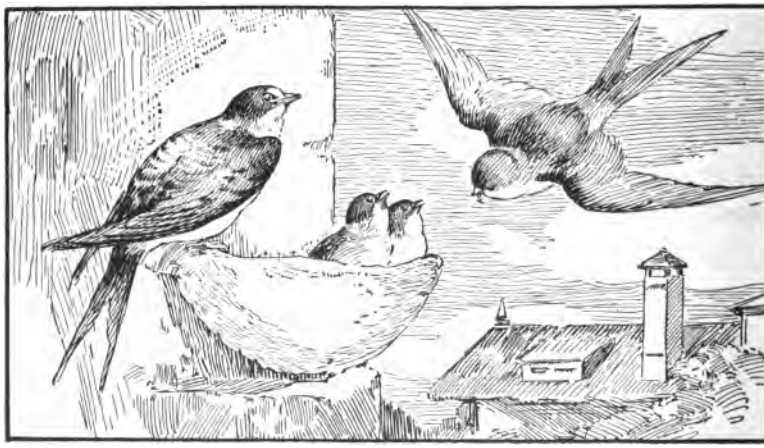
Alle Kinder: Der Mond, der Mond! O nun wiſſen wir's: die Sterne ſind die Schafe, und die blaue Wieſe iſt der Himmel. Du haſt es uns aber zu ſchwer gemacht, Vater! Aber noch eins, es war ſo hübſch, noch eins!

Vater: Morgen, Kinder, heute weiß ich keines mehr.

Karl Beſſeldt.

7. Die Schwalben rächen ſich

An einem Hauſe, in deſſen Nähe eine große Pfütze war, bauten zwei Schwalben ihr Neſt. Sie arbeiteten vom Morgen



bis zum Abend. Schon trugen ſie Federn, Haare und Wolle hinein, und dann wollten ſie Eier legen und brüten.

Da kam ein grober Spatz. Der guckte ins Neſt, und es gefiel ihm. Er ſetzte ſich hinein und dachte: Bis ich wieder gehe,

hat's Zeit. Da kamen die Schwalben zurück. Wie erſchraken ſie, als ſie den fremden Gaſt in ihrer Wohnung fanden! Sie baten ihn, er möge herausgehen. Der Spatz regte ſich nicht. Sie baten noch einmal; aber der Dickkopf rührte kein Glied.[1] Nun baten ſie den Unverſchämten gar herzlich, er möge ihnen doch ihr Häuschen laſſen. Der Sperling wich nicht von der Stelle.

Da flogen die Schwälbchen weg und klagten ihr Unglück ihren Kameraden. Alle wurden zornig über den frechen Spatzen und ſagten: „Wir wollen euch rächen." Bald enſtand in der Luft ein Flattern und Zwitſchern. Viele Schwalben flogen von der Pfütze zum Neſt und vom Neſt zur Pfütze. Eine jede brachte einen Schnabel voll feuchter Erde und klebte ſie an die Öffnung des Neſtes. So mauerten ſie fort, und als der Abend kam, da war das Neſt zugemauert, und der Böſewicht mußte ſein Vergehen mit dem Leben büßen.

W. Steinmann.

8. Hans und die Spatzen

„Ach, Vater, ſprich, wie fang ich's an,
Daß ich die Spatzen fangen kann,
Die Spatzen?"

Der Vater ſpricht: „So ſtreu, mein Hans,
Hübſch Salz den Spatzen auf den Schwanz,
Den Spatzen!"

1. **rührte kein Glied**, didn't make a move; didn't move a muscle or limb.

Drauf nimmt er eine Handvoll Salz
Und lauert mit gestrecktem Hals
Auf Spatzen.

Und als der erste sich gesetzt,
Schleicht er heran: „Dich krieg ich jetzt,
Dich Spatzen!"

Das Spätzlein aber flog husch, husch,
Hinweg zum nächsten Lindenbusch.
Ach, Spatzen!

„Sie halten, Vater, ja nicht still,
Wenn ich das Salz hinstreuen will —
Die Spatzen!"

„So laß die Spatzen, Hans, in Ruh!
Sie sind halt klüger doch als du,
Die Spatzen."

Rudolf Löwenstein.

9. Der Robin

Noch vor wenigen Tagen wehte ein kalter Nordost um unsere Fenster. Heute aber scheint die Sonne hell und warm. Wird er schon kommen, der herrliche Frühling?

Horch, was schlägt da an unser Ohr? Helle Töne klingen vom hohen Baume herab. Rasch das Fenster auf! Sieh, da

ſitzt unſer alter Freund, der Robin, und ſingt ſeiner Gattin ſein ſchönſtes Lied vor. Aus voller Kehle dringen die lieblichen Töne.

Der Robin iſt da. Mit Sonnenaufgang iſt er in der alten Heimat eingetroffen. Gott grüß' dich, du lieber Eilbote des Frühlings! Wie freut es uns, daß du wieder geſund und ſo frühzeitig zu uns zurückgekehrt biſt!

Wie doch unſerem Robin ſein Gewand ſo gut ſteht! Wie ſchmuck iſt ſein Federkleid! Am Kopf und Rücken iſt er braun, aber ſeine Bruſt leuchtet, daß es ausſieht, als hätte er eine neue rote Weſte an.

Sobald er merkt, daß der Winter wirklich vorbei iſt, ſucht er ſich einen Platz für ſein Neſt. Ein hohler Baum, eine Ecke unter dem Dach des Stalles oder ein Niſtkäſtchen, das man ihm aufgehängt hat, iſt ihm gerade recht. Dann baut er ſich eine Matratze aus Haaren und Federn und eine Wand darum aus Halmen und Würzelchen, und bald legt Frau Robin 4–5 Eier in das Neſt. Achtzehn Tage lang ſitzt ſie auf den Eiern und wird nur für kurze Zeit vom Männchen abgelöſt. — Wenn dann die

Jungen herauskommen — was mag das für eine Freude für die lieben Vögel sein! Aber damit beginnt eine harte Zeit für Papa und Mamma. Die Jungen haben immer Hunger, immer haben sie ihre gelben Schnäblein offen, und immer rufen sie: „Gib! gib!" Und so müssen die beiden Alten vom frühen Morgen bis zum Abend Würmer, Käfer, Fliegen herbeischaffen, um den Hunger ihrer Kindlein zu stillen. Aber sie tun es gern und freuen sich, wenn die Jungen groß werden und endlich auch aus dem Nest fliegen können. Doch auch dann müssen sie noch von den Alten gefüttert werden, weil sie noch nicht recht wissen, wie und wo man selbst Futter finden kann. Aber in kurzer Zeit lernen sie es so gut wie die Alten.

Wenn im Herbst die Blätter gelb werden und von den Bäumen fallen, dann denkt der Robin an seine Reise nach dem Süden. Des Abends sehen wir ihn oft auf dem Gipfel eines hohen Baumes sitzen, wo er uns mit seiner hellen, lauten Stimme ein Abschiedslied singt. Es klingt traurig, als wollte er sagen: „Scheiden tut weh, aber wenn es Frühling wird, komme ich wieder."

10. Regenwetter in der Stadt

Dunkle Wolken jagen über den grauen Himmel. Der Regen fällt in schrägen und langen Strahlen herunter auf die Dächer und auf die Straßen. Aus der Dachrinne schießt das Wasser über und fällt klatschend auf den Fußsteig, daß die Leute im weiten Bogen dem Wasserstrahl aus dem Wege

gehen. Wer solche Tropfen auf den Schirm kriegt, dem donnert es um die Ohren wie Kanonenfeuer. Und in den Straßenrinnen jagt das Wasser dahin wie ein Bach, der alles mitreißt. Papierfetzen und welke Blätter und Holzstückchen treiben wild am Randstein entlang, bis sie endlich in die Schleusen hineinschießen. Wenn nur der entsetzliche Wind nicht wäre! Man weiß gar nicht mehr, wie man den Schirm halten soll! Und kommt man um die Ecke, hui! da fährt der Wind unter den Schirm und will ihn uns wegreißen. Ja, wart nur, du böser Bube, den kriegst du doch nicht! Und immer neue Regenschauer ziehn am Himmel herauf. Türme und Mauern sehen grau oder schwarz aus, als wenn es blasse Tinte regnete; auch die Schirme werden vom Regen so glänzend schwarz, daß sie wie Seide schimmern. Die Straßenbahn muß immer wieder stillhalten, um noch nasse Menschen aufzunehmen, bis sie endlich ganz voll ist. Nun jagt sie rasch dahin; hinter ihr wühlen die Räder das Wasser hoch, daß es spritzt und schäumt. Die Fenster sind beschlagen, daß man nicht hindurchsehen kann. Alle Schirme tröpfeln Wasser auf den Fußboden; alle Kleider und Stiefel tröpfeln. Bald ist der Fußboden glatt und naß. Und draußen regnet es und weht es. Das ist ein Wetter!

Fritz Gansberg.

11. Wie es im Lande der Zwerge ist

So ist es im Lande der Zwerge:
Ameisenhaufen sind die Berge,
Das Sandkorn ist ein Felsenstück,
Der Seidenfaden ist ein Strick,
Die Nadel ist da eine Stange,
Ein Würmchen ist da eine Schlange,
Als Elefant gilt da die Maus,
Der Fingerhut ist da ein Haus,
Die Fenster sind wie Nadelöhre,
Ein Glas voll Wasser wird zum Meere,
Der dickste Baum ist wie ein Haar,
Ein Augenblick ist da ein Jahr.

12. Wie es im Lande der Riesen zugeht

So geht es im Lande der Riesen:
Da nähen die Schneider mit Spießen,
Da stricken die Mädchen mit Stangen,
Da füttert man Vögel mit Schlangen,
Da malen mit Besen die Maler,
Da macht man wie Kuchen die Taler,
Da schießt man die Mücken mit Pfeilen,
Da webt man die Leinwand aus Seilen.

13. Verkehrte Welt

Des Abends, wenn ich früh aufſteh',
Des Morgens, wenn ich zu Bette geh',
Dann krähen die Hühner, dann gackert der Hahn,
Dann fängt das Korn zu dreſchen an.
Die Magd, die ſteckt den Ofen ins Feuer,
Die Frau, die ſchlägt drei Suppen in die Eier,
Der Knecht, der kehrt mit der Stube den Beſen,
Da ſitzen die Erbſen, die Kinder zu leſen.
O weh, wie ſind mir die Stiefel geſchwollen,
Daß ſie nicht in die Beine 'nein wollen!
Nimm drei Pfund Stiefel und ſchmiere das Fett,
Dann ſtelle mir vor die Stiefel das Bett!

14. Der Affe und die Uhr

Ein Affe fand einſt eine Taſchenuhr,
Die band er ſich mit einer Schnur
Feſt um den Leib. Kaum war's geſchehen,
Sah er danach und ſagte drauf:
„Die Uhr ſcheint zu geſchwind zu gehen!"
Gleich zog er ſie von neuem auf,
Er öffnete das Glas und ſtellte ſie zurück;
Doch in dem nächſten Augenblick

Sieht er sie wieder an. „Ei," spricht das kluge Tier,
„Zu langsam geht sie nun sogar! Wie helf ich ihr?"
Er rückt am kleinen Zifferblättchen,
Hält sie dann altklug an das Ohr.
„Sie geht nicht gut!" Er nimmt sie wieder vor
Und künstelt oben an dem Kettchen,
Stößt in die Räderchen. Hansaffe rückt und dreht,
Bis daß die Uhr am Ende stille steht.
Es ging ihm, wie es jedem geht,
Der etwas meistern will, wovon er nichts versteht.

Magnus Lichtwer.

15. Das gestohlene Pferd

Einem Bauersmann wurde bei Nacht sein schönstes Pferd aus dem Stalle gestohlen. Er reiste fünfzehn Stunden weit auf den Pferdemarkt, um ein anderes zu kaufen.

Aber sieh — unter den Pferden auf dem Markte erblickte er auch sein eigenes. Er ergriff es sogleich beim Zügel und schrie laut: „Der Gaul ist mein, vor drei Tagen wurde er mir gestohlen!"

Der Mann, der das Pferd feil hatte, sagte sehr höflich: „Da irrt Ihr Euch, lieber Freund, ich habe es schon über ein Jahr."

Der Bauer hielt dem Pferde geschwind mit beiden Händen die Augen zu und rief: „Nun, wenn Ihr den Gaul schon so lange habt, so sagt, auf welchem Auge ist er blind?" Der Mann, der das Pferd wirklich gestohlen hatte, erschrak.

Weil er aber doch etwas sagen mußte, so erwiderte er aufs Geratewohl: „Auf dem linken Auge.“

„Ihr habt es nicht getroffen,“ sagte der Bauer; „auf dem linken Auge ist das Tier nicht blind.“

„Ich habe mich versprochen, es ist auf dem rechten Auge blind,“ versetzte rasch der Händler.

Nun deckte der Bauer die Augen des Pferdes wieder auf und rief: „Jetzt ist es klar, daß du ein Dieb und Lügner bist. Da seht alle her, der Gaul ist gar nicht blind. Ich fragte nur so, um den Diebstahl an den Tag zu bringen.“

Die Leute, die umherstanden, lachten, klatschten in die Hände und riefen: „Ertappt, ertappt!“ Der Roßdieb mußte das Pferd wieder zurückgeben und erhielt die verdiente Strafe. Christoph von Schmid.

16. Kind und Buch

„Komm her einmal, du liebes Buch;
Sie ſagen immer, du biſt ſo klug.
Mein Vater und Mutter die wollen gerne,
Daß ich was Gutes von dir lerne;
Drum will ich dich halten an mein Ohr;
Nun ſag mir all' deine Sachen vor.

Was iſt denn das für ein Eigenſinn,
Und ſiehſt du nicht, daß ich eilig bin?
Möchte gern ſpielen und ſpringen herum,
Und du bleibſt immer ſo ſtumm und dumm?
Geh, garſtiges Buch, du ärgerſt mich,
Dort in die Ecke werf' ich dich.“ Wilhelm Hey.

17. Die Grille und die Ameise

Eine Grille kam bei strenger Kälte zu ihrer Nachbarin, der Ameise. „Frau Nachbarin," sagte sie, „leiht mir doch einige Speise; denn ich habe Hunger und nichts zu essen." „Hast du denn nicht Speise für den Winter gesammelt?" fragte die Ameise. „Ich hatte ja keine Zeit dazu," war die Antwort. „Keine Zeit, liebe Grille? Was hast du denn im Sommer zu tun gehabt?" „Ich habe gesungen und musiziert," erwiderte die Grille. „Nun gut," war die Antwort der Ameise. „Wenn du im Sommer musiziert hast, so magst du im Winter tanzen."

Karl Simrock.

18. Die Ameisen

Benjamin Franklin hatte ein irdenes Gefäß mit Sirup in einem Schranke stehen. Ameisen waren hineingeschlichen und naschten von diesem Sirup; denn sie lieben besonders Süßigkeiten. Sobald Franklin dies wahrnahm, schüttelte er sie heraus und band den Topf mit einer Schnur an einen Nagel, den er mitten in die Decke des Zimmers schlug, so daß das Gefäß frei herunterhing.

Zufällig war eine einzige Ameise in dem Topf zurückgeblieben. Sie fraß sich satt. Als sie aber weggehen wollte, war sie in großer Verlegenheit. Sie lief lange unten am Boden des Gefäßes umher und suchte einen Ausweg, allein vergebens. Nach vielen Versuchen fand sie endlich doch den rechten Weg an der Schnur hinauf bis an die Decke. Nachdem sie diese erreicht hatte, lief sie an ihr hin und dann weiter die Wand hinunter bis auf den Boden.

Kaum war eine halbe Stunde verflossen, so zog ein ganzer Schwarm Ameisen die Decke hinauf und gerade auf die Schnur zu. Daran krochen sie weiter in das Geschirr und fingen wieder an zu fressen. Dies setzten sie so lange fort, als noch etwas vom Sirup da war. Dabei lief der eine Haufe an der Schnur hinauf und der andere herunter. Dies währte den ganzen Tag.

Nach Lorenz Oken.

19. Der Weinberg

Ein Vater ſagte auf ſeinem Sterbebette zu ſeinen drei Söhnen: „Liebe Kinder, ich kann euch nichts zurücklaſſen als dieſe unſere Hütte und den Weinberg daran, in dem aber ein Schatz verborgen liegt. Grabt fleißig in dem Weinberge, ſo werdet ihr den Schatz finden.“

Nach dem Tode des Vaters gruben die Söhne den ganzen Weinberg mit dem größten Fleiße um, fanden aber weder Gold noch Silber. Dagegen brachte der Weinberg, weil ſie ihn ſo fleißig bearbeitet hatten, eine viel größere Menge Trauben hervor als ſonſt, und ſie erhielten dafür noch einmal ſo viel Geld.

Nun verſtanden die Söhne, was ihr Vater mit dem Schatze gemeint hatte.

Chriſtoph von Schmid.

20. Das beſte Getränk

Der beſte Wein für Kinder,
Der weiße iſt's fürwahr,
Der aus der Felſenquelle
So luſtig ſpringt und klar.

Er fließt durch grüne Auen,
Ihn trinken Hirsch und Reh
Und Lerch' und Nachtigallen.
Er macht dem Kopf nicht weh.

Und ist er gut für Kinder,
Der klare, weiße Wein,
Mich dünkt, er muß nicht minder
Auch gut für Große sein.

Guido Görres.

21. Sprichwörter

Zum Lernen ist niemand zu alt.

Wer zwei Hasen zugleich hetzt, fängt gar keinen.

Fege vor deiner Tür, so brauchst du Besen genug.

Wer nicht verlieren will, der spiele nicht.

Wer nicht kommt zur rechten Zeit, der versäumt die Mahlzeit.

Man muß die Bärenhaut nicht eher verkaufen, als bis der Bär erlegt ist.

Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.

Was man nicht im Kopfe hat, muß man in den Beinen haben.

Fette Küche macht magern Beutel.

Kaufe, was du nicht brauchst, so wirst du bald verkaufen müssen, was du brauchst.

22. Der Rätſelmann

Ich bin der alte Rätſelmann;
Kommt her, wer Rätſel löſen kann!

Es fliegt ſehr hoch bei ſcharfem Wind,
An einem Faden hält's das Kind.

Am Himmel ſteht's in hellem Glanz,
Iſt Sichel bald, bald halb, bald ganz.

Im Waſſer ſchwimmt es groß und klein;
Ihr Kinder, ſagt, was mag das ſein?

Sagt, was muß herum ſich drehn,
Soll der Wagen vorwärts gehn?

Im Lenz erfreu' ich dich;
Im Sommer kühl' ich dich;
Im Herbst ernähr' ich dich;
Im Winter wärm' ich dich.

Es wächst im Garten,
Hat grüne Röhrlein,
Hat viele Häute,
Beißt alle Leute.

23. Drei Paare und Einer

1. Du hast zwei Ohren und
Einen Mund. Willst du's beklagen?
Gar vieles sollst du hören und
Wenig drauf sagen.

2. Du hast zwei Augen und
Einen Mund. Mach dir's zu eigen!
Gar manches sollst du sehen und
Manches verschweigen.

3. Du hast zwei Hände und
Einen Mund. Lern es ermessen!
Zwei sind da zur Arbeit und
Einer zum Essen.

Friedrich Rückert.

24. Der Blinde und der Lahme

Ein lahmer Mann ſaß traurig am Weg. Da kam ein Blinder vorbei. Der Lahme rief ihn an: „Wie geht's, Freund?" Der Blinde klagte, er könne den Weg nicht finden und fragte ihn, ob er ihm nicht die Liebe erzeigen wolle, eine Strecke Wegs ſein Führer zu ſein. „Ach," erwiderte der Lahme, „wie gern täte ich's, wenn ich ſo geſunde Beine hätte wie du; aber ich armer Menſch kann nicht gehen." „Und ich kann nicht ſehen!" entgegnete der Blinde. So klagten ſie ſich beide ihr Elend.

Auf einmal kam dem Blinden ein guter Rat in den Sinn. „Höre!" ſagte er zu dem Lahmen, „ſetze dich auf meinen Rücken, ich will dich tragen. Ich leihe dir meine geſunden, ſtarken Beine, dafür leiheſt du mir dann deine hellen Augen!" Geſagt, getan! Der Blinde trug den Lahmen, und der Lahme leitete den Blinden. So half einer dem andern. Vereint waren ſie imſtande zu tun, was einzeln keiner von ihnen vermocht hätte.

Nach Äſop.

25. Sultan mit dem Korbe

Sultan war ein großer Hund; aber er tat niemand ein Leid. Auguſt und Karl durften auf ihm reiten, und wenn das kleine Mädchen ſich in den Wagen ſetzte, ſo zog er es.

Er ſchlich ſich auch nicht in die Küche, und wenn die Mutter einen Knochen hatte, ſo rief ſie: „Sultan, Sultan!" Und wenn er nun herbeigeſprungen kam, ſo gab ſie ihm den Knochen. Dafür

holte der gute Sultan der Mutter auch Fleisch und allerlei Sachen vom Schlächter und Krämer.

Die Mutter rief den Sultan, gab dem Hunde einen Korb ins Maul und schickte ihn zum Schlächter. Im Korbe aber lag ein Zettel, darauf stand geschrieben, was Sultan holen sollte. Da kratzte der Hund an der Tür, der Schlächter ließ ihn herein, gab ihm das Fleisch und einen Knochen für sein Maul, und schnell lief Sultan damit fort.

Da sah ihn Packan, ein großer, schwarzer Hund, und roch das schöne Fleisch im Korbe. „Warte einmal, Sultan, ich will dich was fragen," sprach er; doch Sultan merkte seinen bösen Sinn und lief schnell weiter. Der Packan setzte hinterdrein, und bald hatte er den Sultan eingeholt, der mit dem Korbe nicht gut laufen konnte.

Sultan setzte aber schnell den Fleischkorb hin und biß den Packan tüchtig in den Hals. Die andern Hunde liefen alle herbei und sahen zu; doch keiner nahm den Korb. Da lief der Packan fort mit Schreien und mit Heulen, das Blut floß ihm vom Halse herab; doch Sultan nahm den Korb und brachte ihn der Mutter. Die Mutter lobte ihn, gab ihm seinen Knochen und schickte ihn in seine Hütte. Thomas.

26. Die Katze

Dort am warmen Ofen liegt die Katze. Ist sie nicht ein freundliches, sanftes Tierchen? Ihr Fell ist weich wie Sammet. Man sieht kein unreines Fleckchen daran. Den

langen Schwanz hat sie um ihren Körper gelegt. Der runde Kopf ruht zwischen den Beinen. Sie schnurrt wie ein Spinnrädchen. Es ist ihr recht wohl auf dem warmen Plätzchen. Jetzt hat sie ausgeschlafen. Sie steht auf, dehnt sich und streckt sich, gähnt und macht einen krummen Buckel und denkt: Es ist doch hübsch, wenn man ein Mittagsschläfchen halten kann.

Nun geht sie an die Arbeit. Sie verschwindet durch die offene Stubentür. Wie leise sie auftritt! Selbst Nero, welcher vor der Haustür liegt, hat sie nicht bemerkt, und der hört doch sonst alles. Sie geht über den Hof nach der Scheune. Allen Regenpfützen weicht sie aus. Sie fürchtet sich vor dem Wasser und will ihre Pfötchen nicht naß machen.

Nun sitzt sie vor einem Mausloch auf der Tenne. Es ist ganz dunkel, denn es gibt kein Fenster in der Scheune. Ein Mensch würde nichts sehen, aber der Katze ist die Dunkelheit ganz recht. Sie sieht im Finstern so gut, wie wir beim hellen Sonnenscheine. Sie regt kein Glied. Gewiß spürt sie ein Mäuschen.

Jetzt zuckt sie, die Augen funkeln, sie streckt den Kopf vor und macht sich zum Sprunge bereit. Ein Mäuschen guckt aus dem Loche. Es merkt nicht, welche Gefahr ihm droht, und kommt heraus. Da sieht es seine Feindin. Schnell will es wieder zurück, aber wie der Blitz hat es die Katze mit ihren scharfen Krallen gefaßt. Mit der Beute im Maule eilt sie dann zu ihrer Herrin, um für die Helden-

tat auch Lob zu erhalten. Zuletzt wird das gefangene Mäuschen von ihr als Leckerbissen verspeist.

Aus: L. Krumbach, *Kritik deutscher Schullesebücher.*

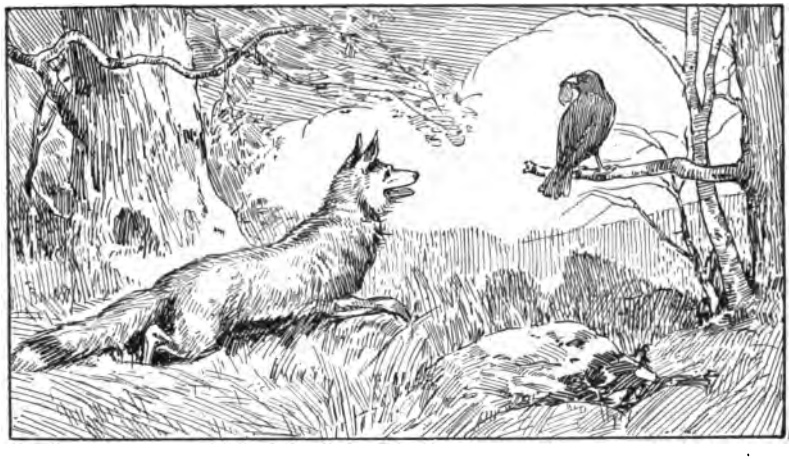
27. Mäuschen

Frau: „Mäuschen, was schleppst du dort
Mir das Stück Zucker fort?"
Mäuschen: „Liebe Frau, ach vergib!
Habe vier Kinder lieb;
Waren so hungrig noch.
Gute Frau, laß mir's doch!"
Da lachte die Frau in ihrem Sinn
Und sagte: „Nun Mäuschen, so lauf nur hin!
Ich wollte ja meinem Kinde soeben
Auch etwas für den Hunger geben."
Das Mäuschen lief fort, o wie geschwind.
Die Frau ging fröhlich zu ihrem Kind.

Wilhelm Hey.

28. Der Fuchs und der Rabe

Ein Rabe saß auf einem Baum und hielt in seinem Schnabel ein Stück Fleisch, das er gestohlen hatte. Der Fuchs sah es und dachte: Das wär ein Bissen für mich. „Herr Rabe," fing er an, „soeben komme ich aus der Stadt. Dort spricht jedermann von dir. Man rühmt dein glänzendes Gefieder, deinen herrlichen Flug und vor allem deinen



herrlichen Gesang. Ach, laß mich doch auch einmal deine holde Stimme hören.“ Den Raben freute die Schmeichelei des Fuchses. Er sperrte den Schnabel auf und fing an zu krächzen. In demselben Augenblick fiel ihm das Stück Fleisch zu Boden. Der Fuchs schnappte es auf und trug es lachend in seine Höhle.

Nach Äsop.

29. Rätſel

Ohren hat es lang, ein Schwänzchen hat es klein;
Wie der Wind läuft es in den Wald hinein.
Der Jäger mit Hund und Flinte hinterdrein.
In ſeiner Taſche bringt er es nach Haus,
Die Köchin zieht ihm das Pelzchen aus
Und macht einen köſtlichen Braten daraus.

30. Die Vögel im Winter

Spätzlein vor den Häusern fragen:
„Habt ihr nicht ein bißchen Brot?"
Finklein klagen auch und sagen:
„Ach, erbarmt euch unsrer Not!"

Und die Meislein und die Zeislein
Sind jetzt arm wie Bettelleut,
Und sie schreien: „Tisch und Häuslein
Sind uns allen eingeschneit."

„Liebe Kinder, streut uns Bröschen,
Werdet nicht im Geben müd!
Wenn dann Veilchen blühn und Röschen,
Singen wir euch Lied um Lied."

Johannes Staub.

31. Die traurige Geschichte vom dummen Hänschen

Hänschen will ein Tischler werden,
Ist zu schwer der Hobel;
Schornsteinfeger will er werden,
Doch das ist nicht nobel;
Hänschen will ein Bergmann werden,
Mag sich doch nicht bücken;

Hänschen will ein Müller werden,
Doch die Säcke drücken;
Hänschen will ein Weber werden,

Doch das Garn zerreißt er.
Immer, wenn er kaum begonnen,
Jagt ihn fort der Meister.
Hänschen, Hänschen, denke dran,
Was aus dir noch werden kann!

Hänschen will ein Schlosser werden,
Sind zu heiß die Kohlen;
Hänschen will ein Schuster werden,
Sind zu hart die Sohlen;
Hänschen will ein Schneider werden,
Doch die Nadeln stechen;
Hänschen will ein Glaser werden,
Doch die Scheiben brechen;
Hänschen will Buchbinder werden,
Riecht zu sehr der Kleister.
Immer, wenn er kaum begonnen,
Jagt ihn fort der Meister.
Hänschen, Hänschen, denke dran,
Was aus dir noch werden kann!

Hänschen hat noch viel begonnen,
Brachte nichts zu Ende;
Drüber ist die Zeit verronnen,
Schwach sind seine Hände;
Hänschen ist nun Hans geworden,
Und er sitzt voll Sorgen,
Hungert, bettelt, weint und klaget
Abends und am Morgen:

„Ach, warum nicht war ich Dummer
In der Jugend fleißig?
Was ich immer auch beginne,
Dummer Hans nur heiß ich. —
Ach, nun glaub ich selbst daran,
Daß aus mir nichts werden kann!“

Rudolf Löwenstein.

32. Der Osterhas

Der Has, der Has, der Osterhas
Ist eben fortgesprungen.
Wir hätten gerne ihn erwischt,
Doch ist's uns nicht gelungen.

Gewiß hat Eier er gelegt
In alle dunkeln Ecken:
Das Osterhäslein liebt es sehr,
Die Eier zu verstecken.

Wir suchen überall mit Fleiß.
Juchhe! Juchhe! Gefunden!
Seht her! ein rotes Hasenei!
Das soll mir trefflich munden.

Die Hühner legen weiße nur,
Die Hasen aber rote
Und gelbe, blaue auch dazu,
So ist es Hasenmode.

Die ſchmecken noch einmal ſo gut.
Doch das iſt unſre Klage,
Daß uns der Has nur Oſtern legt
Und nicht an jedem Tage.

Gewiß kommt auch im nächſten Jahr
Der Oſterhas gegangen.
Dann geben alle wir recht acht,
Damit wir ihn uns fangen.

Mit bunten Blumen wollen wir
Ihn füttern und ihn pflegen.
Dafür ſoll er uns alle Tag
Viel Oſtereier legen.

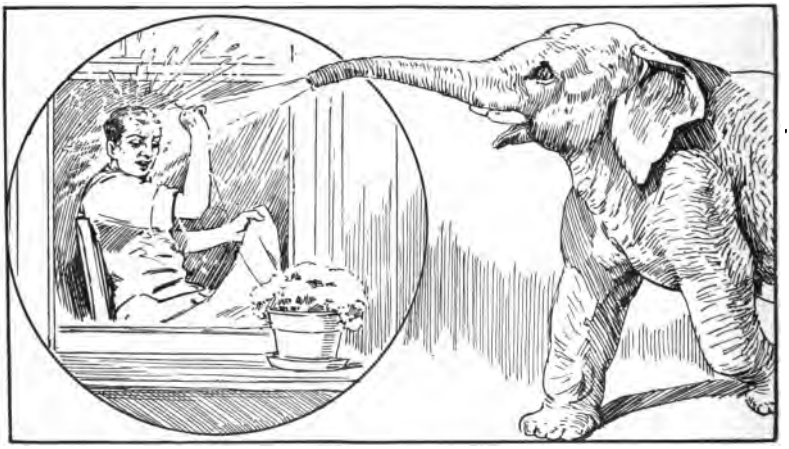
33. Der Laternenmann

Sonne steckt jetzt hinterm Haus,
Und das Kinderspiel ist aus.
Ja, die Kleinen sind schon heim,
Sitzen dort am Fensterlein.
Kommt ein Mann dahergegangen,
Kommt mit einer großen Stangen.
Seht, dort drüben steht er still!
Was er nur mit der Stange will? —
Kling! — Da geht ein Türlein auf.
Puff! — Sitzt schon ein Lichtlein drauf.
Noch ein Klapp! Der Mann hat Eile.
Bald gibt's Lichter, eine lange, lange Zeile.

R. Bär.

34. Der Elefant und der Schneider

Es war einmal ein Elefant, der wurde alle Tage über die Straße zur Tränke geführt. Dabei kam er an der Wohnung eines Schneiders vorüber, der gewöhnlich am offenen Fenster saß und arbeitete. Der Schneider hatte immer einen Apfel oder eine andere Frucht bereit, die er dem Elefanten schenkte.



Daran war der Elefant sehr bald gewöhnt, und wenn er vorbeikam, so streckte er ganz von selbst seinen langen Rüssel durchs Fenster, um die Gabe in Empfang zu nehmen.

Eines Tages aber war der Schneider nicht gut gelaunt. Als der Elefant seinen Rüssel zum Fenster hereinstreckte, stach ihn der Schneider mit der Nadel hinein und sagte, er solle gehen, heute habe er nichts für ihn. Da zog der Elefant seinen Rüssel

zurück und ging ruhig weiter, als ob nichts geſchehen wäre. An der Tränke aber nahm er, nachdem er ſich ſatt getrunken hatte, noch den Rüſſel voll Waſſer mit. Wie er nun an des Schneiders Haus kam, ſtreckte er ſeinen Kopf zum Fenſter hinein und beſpritzte den Schneider über und über mit Waſſer, das Geſicht und den ganzen Leib, ſo daß der Schneider im erſten Augenblicke nicht anders meinte, als er müſſe ertrinken. Dazu wurde der arme Schneider von allen Leuten ausgelacht.

Johann Joſeph Lieſſam.

35. Vom Mäuschen

Die Köchin ſpricht zum Koch: „Fang mir das Mäuslein doch. Es iſt nichts ſicher in Küch' und Keller, nicht in der Schüſſel, nicht auf dem Teller. Wo's was riecht, da iſt es gleich; wo's was kriegt, da frißt es gleich; wo ein Braten dampft, kommt das Mäuslein und mampft. Unter der Bank in den Küchenſchrank hat es gebiſſen ein Loch. Koch, fang mir das Mäuslein doch und jag es wieder aus dem Haus in das freie Feld hinaus!"

Da macht der Koch ein Geſicht und ſpricht: „Mäuslein, Mäuslein, bleib in deinem Häuslein! Nimm dich in acht heut Nacht! Mach auch kein Geräuſch und ſtiehl nicht mehr das Fleiſch, ſonſt wirſt du gefangen und aufgehangen."

Der Koch aber deckt zu alle Schüſſeln und ſtellt auf die Falle hinten im Eck und tut hinein den Speck, ſperrt die Küche zu, geht und legt ſich zur Ruh.

Das Mäuslein aber ist ruhig und wispert leis: „Das tu ich!“ Aber es hat nicht lang gedauert, so kommt schon das Mäuslein und lauert und sagt: „Wie riecht der Speck so gut! Wer weiß, ob's was tut? Nur ein wenig möcht' ich beißen, nur ein wenig möcht' ich speisen! Einmal ist keinmal!“

So spricht fein Mäuslein und schleicht, bis es die Falle erreicht. Duckt sich und bückt sich, schmiegt sich und biegt sich, ringelt das Schwänzlein wie ein Kränzlein, setzt sich ins Eck und ergötzt sich am Speck; reißt, beißt und speist. Platsch! tut's einen Knall und —— zu ist die Fall! Das Mäuslein zittert vor Schrecken und will sich verstecken.

Aber, wo es will hinaus, ist zugesperrt das Haus. Es pfeift und zappelt, es kneift und krabbelt; überall ist ein Gitter, und das ist bitter, überall ist ein Draht und das ist schad. Leider, leider kann's Mäuslein nimmer weiter; wär's nur gewesen gescheiter!

Unterdessen wird es Morgen; da kommt die Köchin und will besorgen den Kaffee und den Tee. Da sieht sie denn, was vorgegangen und wie das Mäuslein ist gefangen. Ganz sacht schleicht sie hin und lacht: „Haben wir endlich doch erhascht das Mäuslein, das immer von allem genascht? Siehst du, einmal ist nicht keinmal! Wärst du geblieben in deinem Loch, gefangen hätte dich nicht der Koch.“

Friedrich Güll.

36. Die Katze, die alte und die junge Maus

Die Katze: „Du allerliebſtes kleines Tier, komm doch ein wenig her zu mir! Ich bin dir gar zu gut; komm, daß ich dich nur küſſe.“

Die alte Maus: „Ich rate dir, Kind, gehe nicht!“

Die Katze: „So komm doch, ſiehe, dieſe Nüſſe ſind alle dein, wenn ich dich einmal küſſe.“

Die junge Maus: „O Mutter, höre doch, wie ſie ſo freundlich ſpricht. Ich geh!“ —

Die alte Maus: „Kind, gehe nicht!“

Die Katze: „Auch dieſes Zuckerbrot und andre ſchöne Sachen geb' ich dir, wenn du kommſt.“

Die junge Maus: „Was ſoll ich machen? O Mutter, laß mich gehen!“

Die alte Maus: „Kind, folge mir, gehe nicht!“

Die junge Maus: „Was wird ſie mir denn tun? Welch' ehrliches Geſicht!“

Die Katze: „Komm, kleines Närrchen, komm!“

Die junge Maus: „Ach, Mutter, hilf! O weh! Sie würgt mich! Ach, die Garſtige!“

Die alte Maus: „Nun iſt's zu ſpät, nun dich das Unglück ſchon betroffen. Wer ſich nicht raten läßt, hat Hilfe nicht zu hoffen.“

J. G. Willamow.

37. Vom schlafenden Apfel

Im Baum, im grünen Bettchen, hoch oben sich ein Apfel wiegt, der hat so rote Bäckchen, — man sieht's, daß er im Schlafe liegt. Ein Kind steht unterm Baume, das schaut und schaut und ruft hinauf: „Ach, Apfel, komm herunter! Hör' endlich doch zu schlafen auf." Es hat ihn so gebeten, — glaubt ihr, der wäre aufgewacht? Er rührt sich nicht im Bette, sieht aus, als ob im Schlaf er lacht.

Da kommt die liebe Sonne am Himmel hoch daherspaziert. „Ach, Sonne, liebe Sonne! Mach du, daß sich der Apfel rührt!" Die Sonne spricht: „Warum denn nicht?" und wirft ihm Strahlen ins Gesicht, küßt ihn dazu so freundlich — der Apfel aber rührt sich nicht.

Nun schau! da kommt ein Vogel und setzt sich auf den Baum hinauf. „Ei, Vogel, du mußt singen; gewiß, gewiß, das weckt ihn auf!" Der Vogel wetzt den Schnabel und singt ein Lied so wundernett und singt aus voller Kehle, — der Apfel rührt sich nicht im Bett.

Und wer kam nun gegangen? Es war der Wind, den kenn' ich ſchon, — der küßt nicht und der ſingt nicht, der pfeift aus einem andern Ton. Er ſtemmt in beide Seiten die Arme, bläſt die Backen auf und bläſt und bläſt — und richtig, der Apfel wacht erſchrocken auf und ſpringt vom Baum herunter grad in die Schürze von dem Kind; das hebt ihn auf und freuet ſich und ruft: „Ich danke ſchön, Herr Wind!"

Robert Reinick.

38. Einkehr

Bei einem Wirte wundermild
Da war ich jüngſt zu Gaſte,
Ein gold'ner Apfel war ſein Schild
An einem langen Aſte.

Es war der gute Apfelbaum,
Bei dem ich eingekehret;
Mit ſüßer Koſt und friſchem Schaum
Hat er mich wohl genähret.

Es kamen in ſein grünes Haus
Viel leichtbeſchwingte Gäſte,
Sie ſprangen frei und hielten Schmaus
Und ſangen auf das beſte.

Ich fand ein Bett zu ſüßer Ruh
Auf weichen, grünen Matten;
Der Wirt, er deckte ſelbſt mich zu
Mit ſeinem kühlen Schatten.

Nun fragt' ich nach der Schuldigkeit,
Da schüttelt er den Wipfel.
Gesegnet sei er allezeit
Von der Wurzel bis zum Gipfel!

Ludwig Uhland.

39. Der große Birnbaum

Der alte Rupert saß im Schatten des großen Birnbaumes vor seinem Hause. Seine Enkel aßen von den Birnen und konnten die süßen Früchte nicht genug loben.

Da sagte der Großvater: „Ich muß euch doch erzählen, wie der Baum hieher gekommen ist. Vor mehr als fünfzig Jahren stand ich an der Stelle, wo jetzt der Baum steht, und klagte dem reichen Nachbar meine Armut. Ach! sagte ich, gern wollte ich zufrieden sein, wenn ich mein Vermögen nur auf hundert Taler bringen könnte."

Der Nachbar, der ein kluger Mann war, sprach: „Das kannst du leicht, wenn du es recht anzufangen weißt. Sieh, hier auf dem Plätzchen, wo du stehst, sind mehr als hundert Taler in dem Boden versteckt. Mache nur, daß du sie herausbringst!"

„Ich war damals noch ein unverständiger junger Mensch und grub in der folgenden Nacht ein großes Loch in den Boden, fand aber zu meinem Verdrusse keinen einzigen Taler."

Als der Nachbar am Morgen das Loch sah, lachte er, daß er sich beide Seiten hielt, und sagte: „O, du einfältiger Mensch, so war es nicht gemeint. Ich will dir aber einen jungen Birnstamm schenken; den setze in das Loch, das du gemacht hast, und

nach einigen Jahren werden die Taler ſchon zum Vorſchein kommen."

„Ich ſetzte den jungen Stamm in die Erde; im nächſten Frühjahr pfropfte ihn der Nachbar. Das Bäumchen wuchs und wurde mit der Zeit der große, herrliche Baum, den ihr hier vor euch ſeht. Die köſtlichen Früchte, die er nun ſeit vielen Jahren getragen hat, brachten mir ſchon weit mehr als hundert Taler ein. Ich habe deshalb das Leibſprüchlein des klugen Nachbars nicht vergeſſen. Merkt es euch auch:

Im kleinſten Raum pflanz' einen Baum
Und pflege ſein; er bringt dir's ein."

Nach Chriſtoph von Schmid.

40. Verlangen nach dem Frühling

O, wie iſt es kalt geworden,
Und ſo traurig, öd und leer!
Rauhe Winde wehn von Norden,
Und die Sonne ſcheint nicht mehr.

Auf die Berge möcht ich fliegen,
Möchte ſehn ein grünes Tal;
Möcht in Gras und Blumen liegen
Und mich freun am Sonnenſtrahl.

Schöner Frühling, komm doch wieder!
Lieber Frühling, komm doch bald!
Bring uns Blumen, Laub und Lieder,
Schmücke wieder Feld und Wald.

Hoffmann von Fallersleben.

41. Das Christbäumchen

Die Bäume hatten einmal einen Streit untereinander, welcher von ihnen der vorzüglichste sei. Da trat die Eiche hervor und sagte: „Seht mich an! Ich bin hoch und dick und habe viele Äste, und meine Zweige sind reich an Blättern und an Früchten.“ „Früchte hast du wohl,“ sagte der Pfirsichbaum, „aber es sind nur Früchte für die Schweine; die Menschen mögen nichts davon wissen. Aber ich, ich liefere meine rotbackigen Pfirsiche auf die Tafeln der Könige.“ — „Das hilft nicht viel,“ sagte der Apfelbaum, „von deinen Pfirsichen werden nur wenige Leute satt. Auch dauern sie nur wenige Wochen; dann werden sie faul und niemand kann sie mehr gebrauchen. Da bin ich ein anderer Baum! Ich trage alle Jahre Körbe voll Äpfel; die brauchen sich nicht zu schämen, wenn sie auf eine vornehme Tafel gesetzt werden; aber sie machen auch die Armen satt. Man kann sie den ganzen Winter im Keller aufbewahren oder kann sie im Ofen dörren oder kann Wein davon bereiten. Ich bin der nützlichste Baum.“ — „Das bildest du dir ein,“ sagte die Tanne, „aber du irrst dich. Mit meinem Holze heizt man die Öfen und baut man die Häuser; mich schneidet man zu Brettern und macht Tische, Stühle, Schränke, ja, sogar Nachen und Schiffe daraus. Dazu bin ich im Winter nicht so kahl wie ihr; ich bin das ganze Jahr hindurch grün und schön.“ — „Das nämliche bin ich auch,“ sagte die Fichte, „allein ich habe noch einen Vorzug. Wenn es Weihnachten wird, dann kommt der

Weihnachtsmann, ſetzt mich in ein ſchönes Gärtchen und hängt goldene Nüſſe und Äpfel, Mandeln und Roſinen an meine Zweige; und über mich freuen ſich die Kinder am allermeiſten. Iſt das nicht wahr?“

Wilhelm Curkmann.

42. Der erſte Schnee

Ans Fenſter kommt und ſeht,
Was heute vor ſich geht:
Es kommt vom grauen Himmel
In dämmerndem Gewimmel
Der erſte Schnee herab.

Die Flocken auf und ab
Wie Schmetterlinge fliegen ſie,
Wie weiße Bienen wiegen ſie
In leichten Lüften ſich;
Hurra, wie freu' ich mich!

Nun laßt uns gleich mal ſehen,
Wo unſ're Schlitten ſtehen,
Der große und der kleine,
Der meine und der deine!
Mariechen zieh den Mantel an,
Da draußen gibt es Schlittenbahn!

Heinrich Seidel.

43. Rätsel

Was mögen das für Blumen sein, die unser Fenster zieren, wenn draußen vor Kälte Stein und Bein im rauhen Winter frieren? Sie sind nicht rot und blau gemalt wie Blumen auf den Wiesen, und wenn die liebe Sonne strahlt, in Wasser sie zerfließen.

Christian Dieffenbach.

44. Der Hufnagel

Ein Kaufmann hatte auf der Messe gute Geschäfte gemacht, alle Waren verkauft und seine Brieftasche mit Gold und Silber gespickt. Er wollte jetzt heimreisen und vor Einbruch der Nacht zu Hause sein. Er packte also den Mantelsack mit dem Gelde auf sein Pferd und ritt fort. Zu Mittag rastete er in einer Stadt; als er weiter wollte, führte ihm der Hausknecht das Roß vor, sprach aber: „Herr, am linken Hinterfuß fehlt im Hufeisen ein Nagel." — „Laß ihn fehlen!" erwiderte der Kaufmann; „die sechs Stunden, die ich noch zu machen habe, wird das Eisen wohl festhalten. Ich habe Eile." Nachmittags, als er wieder abgestiegen war und dem Roß Futter geben ließ, kam der Knecht in die Stube und sagte: „Herr, Eurem Pferde fehlt am linken Hinterfuße das Hufeisen. Soll ich's zum Schmied führen?" — „Laß es fehlen!" erwiderte der Herr; „die paar Stunden, die noch übrig sind, wird das Pferd wohl aushalten. Ich habe Eile." Er ritt fort, aber nicht lange, so fing das Pferd

an zu hinken. Es hinkte aber nicht lange, ſo fing es an zu ſtolpern, und es ſtolperte nicht lange, ſo fiel es nieder und brach ein Bein. Der Kaufmann mußte das Pferd liegen laſſen, den Mantelſack abſchnallen, auf die Schulter nehmen und zu Fuß nach Hauſe gehen, wo er erſt ſpät in der Nacht anlangte. „An allem Unglück," ſprach er zu ſich ſelbſt, „iſt der verwünſchte Nagel ſchuld."

Brüder Grimm.

45. Der gute Kamerad

Ich hatt' einen Kameraden,
Einen beſſern find'ſt du nit.
Die Trommel ſchlug zum Streite,
Er ging an meiner Seite
In gleichem Schritt und Tritt.

Eine Kugel kam geflogen;
Gilt's mir oder gilt es dir?
Ihn hat es weggerissen,
Er liegt mir vor den Füßen,
Als wär's ein Stück von mir.

Will mir die Hand noch reichen,
Derweil ich eben lad'.
„Kann dir die Hand nicht geben,
Bleib du im ew'gen Leben
Mein guter Kamerad!"

Ludwig Uhland.

46. Die Kinder zu Hameln

Im Jahre 1284 ließ sich zu Hameln ein wunderlicher Mann sehen. Er hatte einen Rock von vielfarbigem, buntem Tuch an, weshalb er Bunting geheißen haben soll, und gab sich für einen Rattenfänger aus. Er versprach gegen ein gewisses Geld die Stadt von allen Ratten und Mäusen zu befreien. Die Bürger wurden mit ihm einig und versprachen ihm einen bestimmten Lohn. Der Rattenfänger zog demnach ein Pfeifchen heraus und pfiff, da kamen alsobald die Ratten und Mäuse aus allen Häusern hervorgekrochen und sammelten sich um ihn herum. Als er nun meinte, es wäre keine zurück, ging er hinaus, und der ganze Haufe folgte ihm, und so führte er sie an die Weser; dort schürzte er

seine Kleider und trat in das Wasser, worauf ihm alle Tiere folgten und hineinstürzend ertranken.

Nachdem die Bürger aber von ihrer Plage befreit waren, reute sie der versprochene Lohn und sie verweigerten ihn dem Manne unter allerlei Ausflüchten, so daß er zornig und erbittert wegging.

Am 26. Juni, auf Johannis und Pauli Tag, morgens früh sieben Uhr, erschien er wieder, jetzt in Gestalt eines Jägers mit einem roten, wunderlichen Hut, und ließ seine Pfeife in den Gassen hören.

Alsbald kamen diesmal nicht Ratten und Mäuse, sondern Kinder, Knaben und Mägdlein vom vierten Jahr an, in großer Anzahl gelaufen, worunter auch die schon erwachsene Tochter des Bürgermeisters war. Der ganze Schwarm folgte ihm nach, und er führte sie hinaus in einen Berg, wo er mit ihnen verschwand. Dies hatte ein Kindermädchen gesehen, das mit einem Kind auf dem Arm von fern nachgezogen war, danach umkehrte und das Gerücht in die Stadt brachte. Die Eltern liefen haufenweise vor alle Tore und suchten mit betrübtem Herzen ihre Kinder, die Mütter erhoben ein jämmerliches Schreien und Weinen. Von Stund an wurden Boten zu Wasser und zu Land an alle Orte herumgeschickt, zu erkundigen, ob man die Kinder oder auch etliche von ihnen gesehen habe, aber alles vergeblich. Es waren im ganzen 130 Kinder verloren gegangen. Zwei sollen, wie einige sagen, sich verspätet haben und zurückgekommen sein, wovon aber das eine blind, das andere stumm gewesen,

also daß das blinde den Ort nicht hat zeigen können, aber wohl erzählen, wie sie dem Spielmann gefolgt wären, das stumme aber den Ort gewiesen, ob es gleich nichts gehört hatte. Ein Knäblein war im Hemd mitgelaufen und kehrte um, seinen Rock zu holen, wodurch es dem Unglück entgangen; denn als es zurückkam, waren die andern schon in der Grube eines Hügels, die noch gezeigt wird, verschwunden.

47. Der Schneemann

Seht den Mann! O große Not,
Wie er mit dem Stocke droht,
Gestern schon und heute noch;
Aber niemals schlägt er doch.
Schneemann, bist ein armer Wicht,
Hast den Stock und wehrst dich nicht!

Freilich ist's ein armer Mann,
Der nicht schlagen noch laufen kann;
Kreideweiß ist sein Gesicht.
Liebe Sonne, schein nur nicht,
Sonst wird er wie Butter weich
Und zerfließt zu Wasser gleich.

Wilhelm Hey.

48. Dezember

Bald wird das Jahr sich wenden,
Die Erd' ist schlafen ein,
Da leuchtet aller Enden
Plötzlich ein heller Schein.

Am Weihnachtsbaum die Lichter,
Wie funkeln ſie ſo klar!
Und kaum ſind ſie erloſchen,
Grüßt euch ein neues Jahr.

49. Das Chicagoer Feuer

Anfangs der siebziger Jahre war Chicago noch keine so große Stadt wie heute. Auch gab es damals keine solch hohe und prächtige Bauten, wie jetzt. Die meisten Gebäude waren aus Holz, nur wenige aus Stein oder Backstein; sogar das Straßenpflaster war aus Holz.

Der Sommer von 1871 war heiß, und ihm folgte ein sehr trockener Herbst. Die Blätter fielen schon sehr früh von den Bäumen. Es hatte lange nicht geregnet.

Da geschah es, daß eine alte Frau auf der Südwestseite in ihrem Stalle des Abends ihre Kuh melken wollte. Die Kuh war unruhig und wollte nicht still stehen. Sie stieß mit den Hörnern und schlug aus mit den Hinterbeinen. Da traf sie die brennende Laterne, und diese fiel um. Im Nu fing das Stroh im Stalle Feuer. Bald brannte der ganze Stall. Die Frau band die Kuh los und lief mit ihr ins Freie. Die Leute kamen, um das Feuer zu löschen, aber es war kein Wasser im Brunnen. Eine Wasserleitung gab es im Hause nicht. Als die Feuerwehr ankam, brannten schon mehrere Häuser. Ein scharfer Wind fachte die Flammen immer mehr an.

Da die trockenen Schindeldächer sehr leicht Feuer fingen und heftig brannten, war die Feuerwehr bald machtlos. Sie konnte nur zusehen, wie sich die Flammen mit rasender Eile den Nachbargebäuden in der Richtung des Windes gegen Nordosten mitteilten.

Es dauerte nicht lange, so hatte der Brand den Fluß erreicht. Man dachte, hier würde er ein Ende nehmen. Aber bald fingen auch die Häuser an der anderen Seite des Flusses an zu brennen. In einigen Stunden stand der Teil Chicagos, den wir die untere Stadt nennen, in hellen Flammen. Alles brannte nieder. Die Hotels, das Rathaus, das County-Gebäude, Banken, Kirchen, Schulen — nichts blieb übrig.

Die Leute von der Nordseite liefen alle, das Feuer zu sehen. Sie dachten nicht, daß auch sie in wenigen Stunden zu den Abgebrannten gehören würden! — Aber das Feuer kannte keine Grenzen mehr.[1] Die Brücken, die nach der Nordseite führten, fingen Feuer, und fast zu gleicher Zeit standen schon einige Gebäude auf jener Seite in Flammen.

Jetzt war an Rettung nicht mehr zu denken. Die Leute packten so viele von ihren Sachen, als sie tragen konnten, auf den Rücken, nahmen die Kinder an der Hand und flüchteten sich nach den Parks und dem Seeufer, wo sie vor dem Feuer sicher waren.

Die allermeisten haben ihre ganze Habe[2] verloren. Als

1. **kannte keine Grenzen mehr**, no longer had any bounds.
2. **ihre ganze Habe**, all their possessions.

am 10. Oktober die Sonne aufging, sah man, daß drei Viertel der Stadt ein rauchender Trümmerhaufen waren.

Aber die Leute verloren den Mut nicht. Sie gingen frisch ans Werk, Chicago wieder schöner aufzubauen, als es zuvor war. Von der ganzen Welt kamen Liebesgaben, um den Abgebrannten zu helfen. Und heute steht die Stadt, die zweitgrößte im Lande, da, stolz und groß und schön, als wäre sie nie abgebrannt.

50. Der gute Indianer

Weit oben im Staate Minneſota hatte ſich der Farmer Hans Mark angeſiedelt. Er war mit ſeiner Frau Marie und dem Baby aus Deutſchland gekommen. Sie wohnten ganz allein auf einem Hügel, der rings von einem Wald umgeben war.

„Marie," ſagte eines Tages Hans, „unſer Mehl geht zur Neige.[1] Ich muß mit einigen Sack Weizen nach der Mühle fahren." „Tue das jetzt nicht," erwiderte die Frau; „ich habe gehört, daß die Indianer wieder einmal ſehr bös auf die Weißen ſind. Geſtern ſind verſchiedene am Hauſe vorbeigegangen. Die führten nichts Gutes im Schilde.[2] Ich hätte große Angſt, wenn ich mit dem Kind allein ſein müßte." „Aber es muß ſein, liebe Marie, ſonſt haben wir kein Brot mehr, und müſſen hungern. In zwei Tagen bin ich wieder hier." So ſprach Hans, ſpannte die Pferde an und fuhr fort.

1. **geht zur Neige,** is running low, is coming to an end, is almost gone.
2. **Die führten nichts Gutes im Schilde,** they had no good intentions.

Die Frau weinte beinahe und brachte das Kind des Abends früh zu Bette. Dann zündete sie die Lampe an. Sie strickte die beiden Strümpfe fertig, die sie gestern für den Kleinen angefangen hatte. Als sie auch zur Ruhe gehen wollte, klopfte es an der Tür. Ein Indianerweib kam mit ihrem Kinde auf dem Rücken herein. Sie konnte weder deutsch noch englisch sprechen. Durch Zeichen gab sie zu verstehen, daß sie und ihr kleines Kind sehr hungrig seien. Marie war erschrocken. Sie meinte, die Indianerin wollte dem Kleinen etwas zuleide tun. Aber sie holte zu essen, was da war, und die Fremde ließ es sich gut schmecken. Dann gab Marie ihr den letzten Laib Brot. Weil sie sah, daß die Füßchen des Indianerkindes kalt und bloß waren, schenkte sie ihr auch noch die Strümpfchen, die sie eben gestrickt hatte. Das freute die Indianerin sehr, und sie ging mit ihrem Kinde fort.

Marie hatte schon geschlafen. Es war nach Mitternacht. Da wachte sie auf. Draußen hörte sie Lärm. Jemand wollte die Tür einbrechen. Sie kleidete sich rasch an. Da krachte die Tür, und herein kam ein baumlanger Indianer. Er hatte ein großes Gewehr. Die Angst der Mutter könnt ihr euch denken. Sie meinte, die Rothaut würde sie und ihr Kind umbringen. Sie stellte sich vor die Wiege, um das Kind zu schützen. Kein Wort konnte sie sprechen. Aber auch der Indianer sagte nichts. Er setzte sich an das Fenster und löschte das Licht aus. Jetzt war die Angst der Mutter noch größer. Nun war es wohl mit ihr

und dem Kind zu Ende! Aber nichts geſchah. Der Indianer blickte immer in die Nacht hinaus. Er horchte ſcharf.

Da hörte man in der Ferne einen Lärm von vielen Männern. Der Lärm kam näher und näher. Es war eine Horde von Indianern auf dem Kriegspfade. Wenn ſie vom Walde aus das

Haus ſehen würden, ſo wäre alles verloren. Aber ſie ſahen es wohl nicht. Schon wurde das Geſchrei in der Ferne ſchwächer und ſchwächer. Bald hörte es ganz auf.

Unſer Indianer ſtand noch immer am Fenſter. Er hatte der Frau Zeichen gegeben, ganz ſtill zu ſein. Zum Glück ſchlief auch das Kind in der Wiege ſanft und ſtill. Da hörte man wieder Lärm draußen. Zwei Rothäute wollten herein. Aber unſer Indianer hatte die Tür geſchloſſen, und ſich dagegen geſtemmt. Sie wollten die Tür einrennen. Aber der eine

drinnen war so stark wie die zwei draußen. Endlich fiel ein Schuß. Im Nu aber hatte der drinnen sein Gewehr gepackt. Er riß die Tür auf und sagte den beiden auf indianisch, daß sie niedergeschossen würden, wenn sie nicht machten, daß sie fortkämen. Als die den großen Indianer sahen, liefen sie, so schnell sie konnten, in den Wald. Sie wurden nicht wieder gesehen.

Der Indianer blieb, bis es Tag wurde. Als man die Vorhänge hinaufließ, sah man viele Farmhäuser brennen. Die Indianer hatten sie angezündet.

Als er sich zum Gehen fertig machte, zog er ein Paar kleine Strümpfe aus der Tasche. Es waren dieselben, die Marie vor einigen Stunden der Indianerin geschenkt hatte. Dann bedankte er sich und ging seines Weges weiter.

51. Aus Sturmes Not

An einem eiskalten, stürmischen Morgen wurden die Leute in einem nicht weit vom Strande der Nordseeküste gelegenen Fischerdorfe durch einen Kanonenschuß auf See geweckt. Alle wußten, was das zu bedeuten hatte. An der Küste befanden sich viele Riffe, an denen sich die See in gewaltiger Brandung brach. Kein Jahr verging, in dem nicht die Flut hier mehrere Opfer forderte. Aber die Bewohner des Dorfes waren mutige und hilfsbereite Leute; sie hatten schon zahlreichen Unglücklichen das Leben gerettet. Auch heute begaben sie sich, als sie den Schuß hörten, in größter Eile an den Strand. Etwa eine

Viertelmeile von der Küſte ſaß ein Schiff auf dem Riff — rettungslos verloren. Die Beſatzung war in die Maſten geklettert und hatte ſich an das Tauwerk feſtgeklammert, um nicht von den Wellen fortgeſpült zu werden. Da ertönte der Ruf: „Das Rettungsboot klar!“ Und das Boot wurde ausgebracht; aber ſein beherzter Führer, Harro hieß er, war nicht da. Er hatte ſich früh morgens ins Nachbardorf begeben. Es war unmöglich, auf ihn zu warten; jede Minute ließ vorausſehen, daß das Schiff in Trümmer zerſchlagen werde. Acht Mann ruderten hinaus in den raſenden Sturm. Sie erreichten das Wrack und ſchafften die armen, ermatteten Schiffbrüchigen in das Boot. Aber einer blieb zurück. Hoch oben im Maſt hing er, ſchwer und ſteif infolge der Kälte. Sie wagten nicht ihn herabzuholen; denn das Boot war überladen. Der Sturm nahm zu, und ihrer aller Rettung ſtand auf dem Spiel.

Als ſie ans Land kamen, war Harro da. Er fragte, ob man ſie alle habe, und ſo hörte er denn von dem letzten im Maſt. „Ich werde ihn holen!“ rief er, „geht ihr mit?“ Aber ſie wollten nicht, ſie meinten, es ſei unmöglich. Harro ſprang ins Boot: „Dann gehe ich allein!“ In dieſem Augenblick erſcheint ſeine Mutter am Strand. Sie bittet ihn: „Gehe nicht! Dein Vater blieb draußen . . . und Uwe.“ — Uwe war ihr jüngſter Sohn, von dem ſie ſeit Jahren nichts mehr gehört hatte. — „Gehe nicht! Deiner Mutter zuliebe!“ — „Und der draußen . . . biſt du deſſen ſicher, daß auch er nicht noch eine Mutter hat?“ — Da

schwieg die Alte. Vier Mann sprangen mit Harro in das Boot. Vorwärts geht es, der Brandung entgegen; aber es geht langsam! Das Wrack stand schon ganz unter Wasser, als sie hinauskamen, und es hielt schwer, sich dem Schiffe zu nähern. Endlich gelingt es. Harro selbst klettert hinauf, um den fast erfrorenen Burschen herunterzuholen. — Nun liegt er im Boot und landeinwärts geht's. Und als man dem Strande so nahe ist, daß Harros kräftige Stimme durch Sturm und Brandung dringen kann, da winkt und ruft er: „Sagt's der Mutter . . . es ist Uwe!"

52. Der Holzhacker

Ein Bäuerlein fällte die knorrige Eich'.
Es seufzte und murrte bei jeglichem Streich:
„Es ist doch ein Jammer, es ist ein Verdruß,
Wie unsereins immer sich peinigen muß;
Wie ist doch der Arme so elend daran!
Wär ich doch ein reicher, vermöglicher Mann!"

Da kommet ein holder, schönlockiger Knab'
Im Silbergewande mit goldenem Stab.
Er redet gar freundlich das Bäuerlein an:
„Gott grüß dich, du armer, unglücklicher Mann!
Verlange, was immer dein Herz nur begehrt!
Es sei dir die Bitte zur Stunde gewährt."

Dem Bäuerlein wird es ganz ſchau'rlich und bang.
Bei all dem bedenkt ſich mein Bäuerlein nicht lang.
Es ziehet gar höflich das Pelzkäpplein ab
Und ſpricht, ſich verneigend: „O himmliſcher Knab,'
Ich bitte, weil Ihr es doch ſelber ſo wollt,
Was ich nur berühre, das werde zu Gold!"

Da lächelt gar ſeltſam der lockige Knab',
Berühret das Bäu'rlein mit goldenem Stab:
„Ich wollte, du hätteſt was Beſſers begehrt.
Indeſſen ſei dennoch die Bitte gewährt."
So ſpricht er, verſchwindend in goldenem Duft,
Und himmliſcher Wohlgeruch füllet die Luft.

„Gottlob!" ruft das Bäuerlein, „nun bin ich ja reich!"
Es prüfet die herrlichen Künſte ſogleich.
Kaum faßt es der Eiche gekrümmten Aſt,
So kracht er von goldener Eichelein Laſt.
Die Blättlein und Knöſplein ohn' Ende und Zahl,
Sie ſchimmern von lauterem Golde zumal.

„O Wunder, o Freude! Jetzt geh ich nach Haus,
Die Arbeit hier mache ein anderer aus.
Nun eſſe ich nichts mehr als Braten und Wurſt
Und trinke Burgunder und Rheinwein für Durſt.
Nur diesmal noch eſſ' ich vom Brot da genug
Und trinke die Letzte aus irdenem Krug."

Es langet sein irdenes Krüglein herbei.
Wie schwer ist's, wie schimmert's und funkelt's! Ei, ei!
Doch weh! auch das Wasser gerinnet zu Gold,
Kein Tröpflein dem goldenen Krüglein entrollt.
Es bricht von dem Brote und beißet, o Graus!
Am goldenen Brocklein die Zähne sich aus.

„O Schrecken, o Jammer! Was fang ich jetzt an?
Was hab ich aus Dummheit und Goldgier getan!
Nichts hilft mir im Hunger die goldene Wurst,
Und Gold statt des Weines stillt nimmer den Durst.
O hätt ich statt Goldes nur Wasser und Brot!
Ach, was mir mein Glück schien, das ist jetzt mein Tod!"

Vor Ängsten und Jammer mein Bäuerlein erwacht;
Denn alles dies war nur ein Traum in der Nacht.
„Gottlob!" spricht es, froh der verschwundenen Not,
„Ich habe statt Goldes das tägliche Brot.
Gottlob! daß ich wieder bei ruhigem Sinn
Und nicht das verwünschte Goldkäferlein bin."

„Gar gut ist's, so hat mich das Träumlein gelehrt,
Daß man nicht gleich jeglichem jedes gewährt.
Gar mancher begehrte des Goldes wie Stroh
Und würde doch nimmer zufrieden und froh."
Ja mancher fleht' manches mit törichtem Mund
Und ginge an Leib und an Seele zu Grund.

Christoph von Schmid.

53. Das fremde Kind

Durch den Schnee und durch die Tannen des Schwarzwaldes kommt abends am 5. Dezember 1807 ein achtjähriges Mägdlein halb barfuß, halb nackt, vor das Häuslein eines armen Taglöhners im Gebirge und geſellt ſich, mir nichts, dir nichts, zu den Kindern des armen Mannes, die vor dem Hauſe waren. Es ſpielt mit ihnen, geht mit ihnen in die Stube und denkt nimmer ans Fortgehen, geradeſo wie ein Schäflein, das ſich von der Herde verlaufen hat und in der Wildnis herumirrt, auch keinen Kummer mehr hat, wenn es wieder zu ſeinesgleichen kommt.

Der Taglöhner fragt das Kind, wo es herkomme. — „Obenherab von Gutenberg." — „Wie heißt dein Vater?" — „Ich habe keinen Vater." — „Wie heißt deine Mutter?" — „Ich habe keine Mutter." — „Wem gehörſt du denn ſonſt an?" — „Ich gehöre niemand ſonſt an." Aus allem, was er fragte, war nur ſo viel herauszubringen, daß das Kind von Bettelleuten ſei aufgeleſen worden, daß es mehrere Jahre mit Bettlern und Gaunern ſei herumgezogen, daß ſie es zuletzt in Sankt Peter haben ſitzen laſſen, und daß es allein über Sankt Märgen gekommen ſei und jetzt da ſei. Als der Taglöhner mit den Seinigen zu Nacht aß, ſetzte ſich das fremde Kind auch an den Tiſch. Als es Zeit war zu ſchlafen, legte es ſich auf die Ofenbank und ſchlief auch, ſo den andern Tag, ſo den dritten. Denn der Mann dachte: Ich kann das arme Kind nicht wieder in ſein Elend hinausjagen, ſo ſchwer es mich ankommt, eins mehr zu füttern.

Aber am dritten Tag sagte er zu seiner Frau: „Frau, ich will's doch auch dem Herrn Pfarrer anzeigen." Der Pfarrherr lobte die gute Denkart des armen Mannes. „Aber das Mägdlein," sagte der Pfarrherr, „soll nicht das Brot mit Euern Kindern teilen, sonst werden die Stücklein zu klein. Ich will ihm einen Vater und eine Mutter suchen." Also ging der Pfarrherr zu einem wohlhabenden und gutdenkenden Mann in seinem Kirchspiel, der selber wenig Kinder hatte, und sagte zu dem Mann: „Peter, wollt Ihr ein Geschenk annehmen?" „Nachdem's ist," sagte der Mann. „Es kommt von unserm lieben Herrgott." „Wenn's von dem kommt, so ist's kein Fehler." Also bot ihm der Pfarrherr das verlassene Mägdlein an und erzählte ihm die Geschichte dazu. Der Mann sagte: „Ich will mit meiner Frau reden. Es wird nicht fehlen." Der Mann und die Frau nahmen das Kind mit Freuden auf. „Wenn's gut tut," sagte der Mann, „so will ich's erziehen, bis es sein Stücklein Brot selber verdienen kann. Wenn's nicht gut tut, so will ich's wenigstens behalten bis ins Frühjahr; denn dem Winter darf man keine Kinder anvertrauen."

Und das Kind tat gut. Es war folgsam und dankbar und fleißig in der Schule. Wer das fremde Töchterlein unter den andern in der Schule sah, der konnte es kaum erkennen, so gut sah es aus, und so sauber war es gekleidet.

Johann Peter Hebel.

54. Der Wolf und der Menſch

Der Fuchs erzählte einmal dem Wolfe von der Stärke des Menſchen. Kein Tier könnte ihm widerſtehen, und ſie müßten Liſt gebrauchen, um ſich vor ihm zu erhalten. Da antwortete der Wolf: „Wenn ich nur einmal einen Menſchen zu ſehen bekäme, ich wollte doch auf ihn losgehen.“ „Dazu kann ich dir helfen,“ ſprach der Fuchs, „komm nur morgen früh zu mir, ſo will ich dir einen zeigen.“

Der Wolf ſtellte ſich frühzeitig ein[1] und der Fuchs brachte ihn hinaus auf den Weg, den der Jäger alle Tage ging. Zuerſt kam ein alter abgedankter Soldat. „Iſt das ein Menſch?“ fragte der Wolf. „Nein,“ antwortete der Fuchs, „das iſt einer geweſen.“ Danach kam ein kleiner Knabe, der zur Schule wollte. „Iſt das ein Menſch?“ „Nein, das will erſt einer werden.“ Endlich kam der Jäger, die Doppelflinte auf dem Rücken und den Hirſchfänger an der Seite. Sprach der Fuchs zum Wolfe: „Siehſt du, dort kommt ein Menſch, auf den mußt du losgehen; ich aber will mich fort in meine Höhle machen.“

Der Wolf ging nun auf den Menſchen los. Als der Jäger ihn erblickte, ſprach er: „Es iſt ſchade, daß ich keine Kugel geladen habe,“ legte an und ſchoß dem Wolfe das Schrot ins Geſicht. Der Wolf verzog das Geſicht gewaltig, doch ließ er ſich nicht ſchrecken und ging vorwärts. Da gab ihm der Jager die zweite Ladung. Der Wolf verbiß den Schmerz und rückte dem Jäger

1. **ſich einſtellen**, to make one's appearance.

zu Leibe. Da zog dieser seinen blanken Hirschfänger und gab ihm links und rechts ein paar Hiebe, daß er, über und über blutend, mit Geheul zu dem Fuchs zurücklief.

„Nun, Bruder Wolf," sprach der Fuchs, „wie bist du mit dem Menschen fertig geworden?" „Ach," antwortete der Wolf, „so hab' ich mir die Stärke des Menschen nicht vorgestellt. Erst nahm er einen Stock von der Schulter und blies hinein; da flog mir etwas ins Gesicht, das hat mich ganz entsetzlich gekitzelt. Danach blies er noch einmal in den Stock, da flog mir's um die Nase wie Blitz und Hagelwetter. Und wie ich ganz nahe war, da zog er eine blanke Rippe aus dem Leibe, damit hat er so auf mich losgeschlagen, daß ich beinahe tot liegen geblieben wäre." „Siehst du," sprach der Fuchs, „was für ein Prahlhans du bist."

Brüder Grimm.

55. Der Storch und der Fuchs

Der Fuchs lud einmal den Storch zum Mittagessen ein. Der Storch sagte, er werde sich mit Vergnügen einfinden. Er dachte, der Fuchs werde gewiß etwas Gutes auftischen,

und er frühstückte gar nicht, um desto besseren Appetit zum Mittagessen mitzubringen.

Mit großer Höflichkeit empfing der Fuchs seinen Gast. Es gab auch viel Gutes zu essen, aber alles auf flachen Tellern. Das kam dem Storch kurios vor; denn mit seinem Schnabel und seiner kurzen Zunge konnte er weder etwas schlürfen noch lecken. Und da alle Speisen nur Suppen, Tunken und Brei waren, so ging der Gast leer aus, während der Fuchs einen Teller nach dem anderen vor sich nahm und alles rein aufleckte.

Dabei nötigte der Schlaue den hungrigen Storch immer zum Essen und sagte: „Ist Ihnen denn gar nichts gefällig, Herr Vetter? Machen Sie es doch wie ich und greifen Sie zu!“ Der Storch, welcher wohl sah, daß er angeführt war, schwieg still und ging nach Hause, als wenn gar nichts vorgefallen wäre.

Nach einiger Zeit ließ der Storch den Fuchs zum Abendessen bitten. Der Fuchs dachte: Was für ein einfältiger Storch! Der hat nicht einmal gemerkt, wie ich ihn zum besten gehabt habe. Und er ging hin.

Beim Storch fand er auch alles schön hergerichtet. Als aber aufgetragen wurde, war alles in Flaschen und Krüge mit engen Hälsen gesteckt. „Nun, Vetter, greifen Sie zu! Ich gebe Ihnen gern,“ sprach jetzt der Storch, und holte sich selbst ein Stück Gebratenes nach dem anderen mit seinem Schnabel aus einem Kruge, und man sah es ihm an, wie es ihm schmeckte. Der Fuchs aber hatte das Zusehen und mußte hungrig und beschämt nach Hause gehen.

Nach Äsop.

56. Vom Spinnlein und Mücklein

Die Spinne hat gesponnen
Den Silberfaden zart und fein.
Du, Mücklein in der Sonnen,
Nimm wohl in acht die Flügelein.

Die Spinne hat gewebet
Ihr seidenes Netz mit kluger Hand.
Wer weiß, wie lang noch lebet
Fein Mücklein, das die Flügel spannt.

Fein Mücklein, horcht, wie denkt es?
Durch Netz zu fliegen sei ein Spiel.
Frau Spinne aber fängt es
Und frißt es auf mit Stumpf und Stiel.

Friedrich Güll.

57. Das Brot

Zur Zeit einer Teuerung ließ ein reicher Mann die zwanzig ärmsten Kinder der Stadt in sein Haus kommen und sagte zu ihnen: „In diesem Korbe da ist für jedes von euch ein Laibchen Brot. Nehmt es und kommt alle Tage zu dieser Stunde wieder, bis bessere Zeiten kommen."

Die Kinder fielen über den Korb her, stritten und zankten um das Brot, weil jedes das schönste und größte haben wollte, und gingen endlich fort, ohne nur zu danken.

Nur Franziska, ein ärmlich, aber reinlich gekleidetes Mädchen, blieb bescheiden in der Ferne stehen, nahm das kleinste Laibchen, das im Korbe übrig geblieben war, bedankte sich und ging dann still und sittsam nach Hause.

Am andern Tage waren die Kinder ebenso ungezogen

und die arme Franziska bekam dieses Mal ein Laibchen, das kaum halb so groß war als die übrigen Brote. Als sie aber nach Hause kam und ihre kranke Mutter das Brot anschnitt, da fielen eine Menge neuer Silberstücke heraus.

Die Mutter erschrak und sagte: „Gib das Geld gleich wieder zurück; denn es ist gewiß aus Versehen in den Teig gekommen."

Franziska trug es zurück. Allein der wohltätige Mann sprach: „Nein, nein, es war kein Versehen. Ich habe das Geld in das kleinste Brot backen lassen, um dich, du gutes Kind, zu belohnen. Bleibe immer so genügsam, friedfertig und nachgiebig, so werden alle Menschen an dir Freude haben."

Christoph von Schmid.

58. Der Nordwind

Der Nordwind ging einmal ſpazieren. Da er ein wilder Geſelle war, trieb er allerlei Unfug. Als er in den Garten kam, zauſte er die Roſe an den Blättern, knickte der Lilie den Stengel,

brach die reifen Aprikosen ab und warf die Birnen in den Kot. Im Felde trieb er es noch ärger. Er bog die Halme mit den Ähren bis zur Erde nieder, schüttelte die unreifen Äpfel ab, riß die Blätter von den Zweigen und streute sie in der Luft umher; ja, einen alten, schwachen Baum stürzte er ganz um, daß die Wurzeln in die Höhe standen.

Darüber beklagten sich die Leute bei dem Windkönig, der in seinem Luftschlosse die Winde nach Belieben gefangen hält oder gehen läßt. Sie erzählten ihm, was der wüste Nordwind angerichtet habe und wie der Garten und das Feld trauerten über das Leid, das ihnen zugefügt wurde.

Da ließ der König den Nordwind kommen und fragte ihn, ob es wahr sei, was die Leute klagten. Er konnte es nicht leugnen, denn der zerstörte Garten und das zerstörte Feld lagen vor aller Augen. Der König fragte: „Warum hast du das getan?“ Der Nordwind antwortete: „Ei, ich habe es nicht böse gemeint. Ich wollte spielen mit der Rose und der Lilie, mit den Aprikosen, den Äpfeln und Birnen. Ich habe nicht gedacht, daß es ihnen weh tun würde.“ Da sagte der König: „Wenn du ein so grober Spieler bist, dann muß ich dich den ganzen Sommer über eingesperrt halten. Im Winter, wenn es keine Blumen, keine Blätter und keine Früchte mehr gibt, magst du hinausgehen und spielen. Ich sehe, du passest nur für Eis und Schnee, aber nicht für Blumen und Früchte.“

Wilhelm Curtmann.

Sprachübungen

Es empfiehlt sich, alle Übungen in Einzahl und Mehrzahl durchzunehmen.

1.

a. Deklination des Hauptwortes:

Der Schüler spricht.
Das Buch **des Schülers** ist neu.
Der Bleistift gehört **dem Schüler.**
Der Lehrer lobt **den Schüler.**

Die Schüler sprechen.
Die Bücher **der Schüler** sind neu.
Die Bleistifte gehören **den Schülern.**
Die Lehrer loben **die Schüler.**

b. Beantworte folgende Fragen:

Der Hund. **Wer** bellt? **Wessen** Nahrung ist Fleisch? Mit **wem** spielen die Knaben? **Wen** spannen die Knaben vor den Wagen?

Der Vogel. Wer oder was fliegt? Wessen Nest ist klein? Wem dienen Insekten zur Nahrung? Wen oder was haben die Menschen gern?

c. Vervollständige folgende Sätze:

Der Vater arbeitet. Der Hut —— ———— ist neu. Der Hut gehört —— ————. Das Kind ehrt —— ————.

Singular		*Plural*	
Nominativ:	**der Schüler**	Nominativ:	**die Schüler**
Genitiv:	**des Schülers**	Genitiv:	**der Schüler**
Dativ:	**dem Schüler**	Dativ:	**den Schülern**
Akkusativ:	**den Schüler**	Akkusativ:	**die Schüler**

d. Beantworte folgende Fragen:

Wessen Buch ist neu? (**Schüler**) Wessen Nest ist klein? (**Vogel**) Wessen Gesang ist schön? (**Vogel**) Wessen Farbe ist weiß? (**Schnee**) Wessen Fell ist grau? (**Wolf**) Wessen Blüten sind rosa? (**Baum**) Wessen Zähne sind scharf? (**Tiger**) Wessen Fell wird Pelz genannt? (**Bär**)

e. Wem gehört das Buch? (**Knabe**) Wem folgt der Sohn? (**Lehrer**) Wem hilft der Knabe? (**Vater**) Wem nützt der Regen? (**Gärtner**) Wem gehorcht der Schüler? (**Lehrer**) Wem dient der Knecht? (**Herr**)

f. Was lernt der Schüler? (**Vers**) Was zieht das Pferd? (**Wagen**) Wen beißt der Hund? (**Dieb**) Was bringt der Briefträger? (**Brief**) Wen lobt die Lehrerin? (**Knabe, Schüler**) Was ißt das Kind? (**Apfel, Kuchen**) Wen lobt die Mutter? (**Sohn, Knabe**)

2.

a. **Die Lehrerin** lehrt.
Das Pult **der Lehrerin** steht vorne.
Die Klasse gehorcht **der Lehrerin.**
Die Schüler haben **die Lehrerin** gern.

Die Lehrerinnen lehren.
Die Pulte **der Lehrerinnen** stehen vorne.
Die Klassen gehorchen **den Lehrerinnen.**
Die Schüler haben **die Lehrerinnen** gern.

b. Beantworte folgende Fragen:

Die Mutter. Wer sorgt für das Kind? Wessen Sorge für das Kind ist groß? Wem folgt das gute Kind? Wen liebt das gute Kind?

Vervollständige folgende Sätze:

Die Katze. —— ——— fängt Mäuse. Das Fell —— ——— ist weich. Mäuse dienen —— ——— als Nahrung. Das Kind streichelt —— ———.

Die Biene. —— ——— iſt fleißig. Die Nahrung —— ——— iſt Honig. Der Stachel dient —— ——— als Waffe. Das Kind fürchtet —— ———.

c. Beantworte folgende Fragen:

Weſſen Fleiſch wird gegeſſen? (**Kuh**) Weſſen Farbe iſt rot? (**Roſe**) Weſſen Gift iſt tödlich? (**Schlange**) Weſſen Nadeln ſind immer grün? (**Tanne**) Weſſen Geſtalt (**Form**) iſt rund? (**Erde**) Weſſen Wärme ſchmilzt den Schnee? (**Sonne**) Weſſen Kleid iſt grün? (**Lehrerin**) Weſſen Bücher ſind rein? (**Schweſter**)

d. Wem gehört der Bleiſtift? (**Schülerin**) Wem gehorcht das Mädchen? (**Mutter**) Wem hilft der Knabe? (**Schweſter**) Wem folgt der Bruder? (**Tante**) Wem traut die Mutter? (**Magd**)

e. Wen liebt das Kind? (**Mutter**) Wen lobt die Lehrerin? (**Schülerin**) Was frißt die Katze? (**Maus**) Was pflückt der Gärtner? (**Blume**) Was zerbricht das Kind? (**Vaſe**) Was lernt der Schüler? (**Aufgabe**)

(**Aufgabe**)

	Singular		*Plural*
N.	**die Mutter**	N.	**die Mütter**
G.	**der Mutter**	G.	**der Mütter**
D.	**der Mutter**	D.	**den Müttern**
A.	**die Mutter**	A.	**die Mütter**

3.

a.

Das Kind lernt.
Die Aufgabe **des Kindes** iſt fertig.
Das Buch gehört **dem Kinde.**
Die Lehrerin lobt **das Kind.**

Die Kinder lernen.
Die Aufgaben **der Kinder** ſind fertig.
Die Bücher gehören **den Kindern.**
Die Lehrerin lobt **die Kinder.**

b. Beantworte folgende Fragen:

Das Mädchen. Wer näht? Wessen Mutter lobt die Arbeit? Wem gefällt das Kleid? Wen lobt die Mutter?

c. Vervollständige folgende Sätze:

Das Buch —— ——— ist auf dem Pulte. Die Blätter —— ——— sind dünn. Das Kind ist —— ——— hold. Das Kind hält —— ——— rein.

Das Pferd —— ——— zieht den Wagen. Die Farbe —— ——— ist schwarz. Der Fuhrmann gibt —— ——— Hafer. Die Menschen füttern —— ———.

d. Beantworte folgende Fragen:

Wessen Farbe ist blau? (**Veilchen**) Wessen Deckel ist braun? (**Buch**) Wessen Farbe ist rot? (**Kleid**) Wessen Mutter ist krank? (**Kind**) Wessen Farbe ist grün? (**Gras**)

e. Wem gehört das Buch? (**Kind**) Wem schenkt die Mutter ein Kleid? (**Mädchen**) Wem folgt das Lamm? (**Schaf**) Wem nützt der Regen? (**Feld**) Wem schadet der Sturm? (**Haus**)

f. Was näht die Mutter? (**Kleid**) Was legt die Henne? (**Ei**) Was frißt die Raupe? (**Blatt**) Was bringt der Bote? (**Paket**) Was schickt der Bruder? (**Geschenk**) Was treibt der Wind? (**Schiff**)

Singular		*Plural*	
N.	**das Buch**	N.	**die Bücher**
G.	**des Buches**	G.	**der Bücher**
D.	**dem Buche**	D.	**den Büchern**
A.	**das Buch**	A.	**die Bücher**

4.

Das Objekt im Akkuſativ (*Objective case, direct object*)

Der Bäcker bäckt **den Kuchen.**
Der Gärtner pflückt **die Blume.**
Die Mutter näht **das Kleid.**

Bilde aus folgenden Wörtern Sätze mit einem Objekt im Akkuſativ:

Kaufmann	kaufen	Ware
Mutter	kochen	Mahlzeit
Schüler	lernen	Aufgabe
Lampe	erleuchten	Zimmer
Schmied	beſchlagen	Pferd
Kind	eſſen	Suppe
Hund	bewachen	Haus
Pferd	ziehen	Wagen
Katze	töten	Ratte

5.

Das Objekt im Dativ (*Dative case, indirect object*)

Der Sohn hilft **dem Vater.**
Die Tochter gleicht **der Mutter.**
Der Regen nützt **dem Felde.**

Bilde aus folgenden Wörtern Sätze mit einem Objekt im Dativ:

Magd	gehorchen	Mutter
Sohn	helfen	Vater
Arzt	helfen	Kranker
Kleid	gefallen	Mädchen
Sturm	ſchaden	Blume
Pferd	nützen	Menſch
Geſicht	fehlen	Blinder
Wolf	gleichen	Hund
Diener	dienen	Herr
Mutter	trauen	Magd

6.

Objekte im Dativ und Akkusativ (*Indirect and direct object*)

Die Mutter gibt **dem Kinde den Apfel.**
Der Sohn schreibt **dem Vater die Karte.**
Der Bote bringt **der Schwester das Geschenk.**

Bilde Sätze mit einem Dativ und einem Akkusativ als Objekt:

Großmutter	schenken	Enkelin	Uhr
Bruder	reichen	Schwester	Teller
Bäcker	bringen	Mutter	Brot
Näherin	nähen	Schwester	Kleid
Mutter	nehmen	Kind	Schere
Dieb	stehlen	Kaufmann	Ware
Eltern	schicken	Sohn	Weihnachtsgeschenk
Polizist	zeigen	Fremder	Weg
Vater	kaufen	Sohn	Pferd

7.

Die Deklination mit dem unbestimmten Artikel

Ein Baum blüht.
Die Blüten **eines** Baumes sind rot.
Der Sturm schadet **einem** Baume.
Der Gärtner pflanzt **einen** Baum.

Eine Katze fängt Mäuse.
Das Fell **einer** Katze ist weich.
Mäuse dienen **einer** Katze als Nahrung.
Wir füttern **eine** Katze.

Ein Buch liegt auf dem Pulte.
Der Deckel **eines** Buches ist braun.
Der Schüler ist **einem** Buche hold.
Das Kind hat **ein** Buch.

Singular

N.	ein Baum	eine Katze	ein Buch
G.	eines Baumes	einer Katze	eines Buches
D.	einem Baume	einer Katze	einem Buche
A.	einen Baum	eine Katze	ein Buch

Anmerkung. — Zur Einübung der Deklination mit dem unbeſtimmten Artikel kann das Material, welches bei dem beſtimmten Artikel geboten iſt, benützt werden.

8.

Deklination des Poſſeſſiven Pronomens

Singular

N.	mein Bruder	deine Schweſter	ſein Buch
G.	meines Bruders	deiner Schweſter	ſeines Buches
D.	meinem Bruder	deiner Schweſter	ſeinem Buche
A.	meinen Bruder	deine Schweſter	ſein Buch

Plural

N.	meine Brüder	deine Schweſtern	ſeine Bücher
G.	meiner Brüder	deiner Schweſtern	ſeiner Bücher
D.	meinen Brüdern	deinen Schweſtern	ſeinen Büchern
A.	meine Brüder	deine Schweſtern	ſeine Bücher

Vervollſtändige folgende Sätze:

a. M——— Onkel wohnt auf der Nordſeite. Das Haus ——— ——— iſt neu. Ich gratuliere ——— ———. Wir beſuchen ——— ———.

M——— Kameraden ſpielen mit mir. Die Spiele ——— ——— ſind luſtig. Ich folge ——— ——— oft. Manchmal lade ich ——— ——— ein.

b. S——— Schwester ist krank. Die Krankheit ——— ——— ist Fieber. Der Arzt hilft ——— ———. Hoffentlich wird ——— ——— bald wieder gesund.

S——— Lehrerinnen loben den fleißigen Schüler. Das Lob ——— ——— gefällt ihm. Der gute Schüler gehorcht ——— ———. Er achtet ——— ———.

c. Ihre Bücher sind im Pulte. Die Blätter ——— ——— sind rein. Die gute Schülerin ist ——— ——— hold. Sie hält ——— ——— rein.

d. Dekliniere: Mein Lehrer, dein Bruder, seine Tante, unser Tisch, unsere Schule.

Dekliniere nach demselben Muster: Dieser Stock, diese Feder, dieses Buch, jener Baum, jene Uhr, jenes Fenster.

9.

Präpositionen, die den Akkusativ regieren:

a.

Das Licht dringt **durch** das Fenster.
Ich gehe **für** die Mutter in den Laden.
Der Ball schlägt **gegen** das Haus.
Ohne die Luft kann man nicht leben.
Die Motte fliegt **um** das Licht.

Nach: **durch, für, gegen, ohne,** und **um** steht stets der Akkusativ.

b. Vervollständige folgende Sätze:

Der Jäger geht durch ——— Wald. (**Wiese, Feld**) Der Sohn arbeitet für ——— Vater. (**Mutter, Schwesterchen**) Der Blinde stößt gegen ——— Baum. (**Wand, Klavier**) Man kann die Suppe nicht essen ohne ——— Löffel. (Das Fleisch nicht essen ohne ——— Gabel; den Apfel nicht schneiden ohne ——— Messer.) Die Kinder laufen um ——— Spielplatz. (**Schule, Haus**)

10.

Deklination des perſönlichen Pronomens

a:

Ich gehe in die Schule.
Die Mutter gedenkt **meiner.**
Das Buch gehört **mir.**
Die Lehrerin fragt **mich.**

Wir gehen in die Schule.
Die Mutter gedenkt **unſer.**
Die Bücher gehören **uns.**
Die Lehrerin fragt **uns.**

b. Beantworte folgende Fragen mit dem perſönlichen Pronomen der erſten Perſon, Einzahl und Mehrzahl:

Wer lernt? Weſſen gedenkt der Vater? Wem hilft die Lehrerin? Wen lobt der Vater.

In derſelben Weiſe können die übrigen perſönlichen Pronomen in Sätzen vorgeführt und angewandt werden.

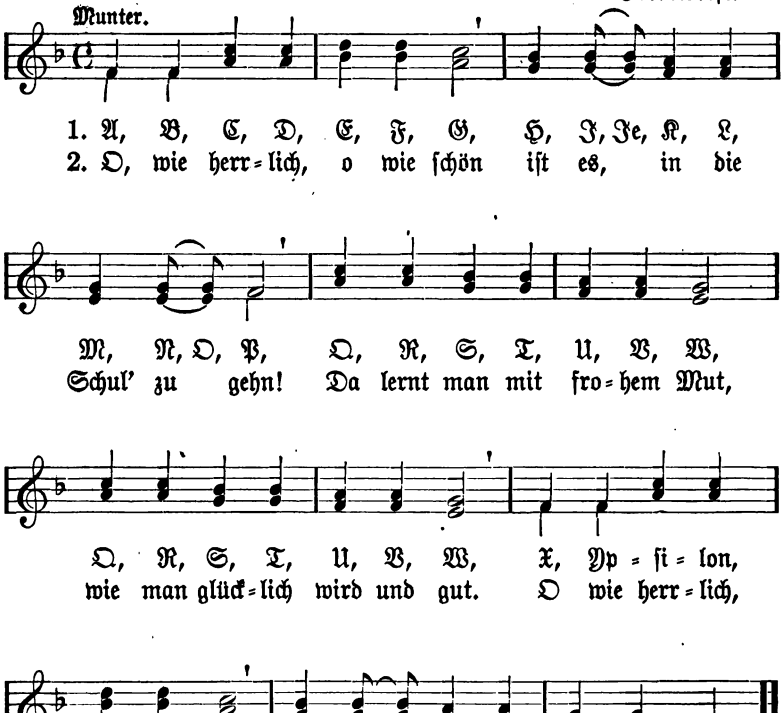
Singular

N.	ich	du	er	ſie	es
G.	meiner	deiner	ſeiner	ihrer	ſeiner
D.	mir	dir	ihm	ihr	ihm
A.	mich	dich	ihn	ſie	es

Anhang

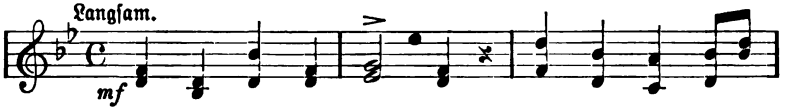
1. Das A B C-Lied

Volksweise.

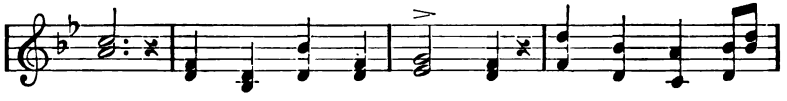


2. Freiheit, die ich meine

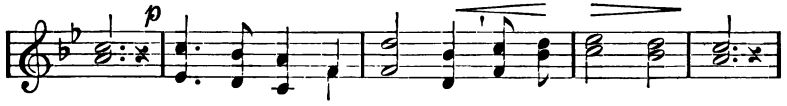
Max von Schenkendorf (1783–1817). Karl Groos (1789–1861).



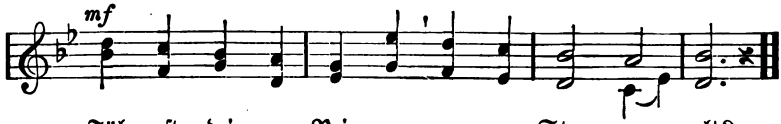
1. Frei=heit, die ich mei = ne, die mein Herz er =
2. Auch bei grü=nen Bäu = men in dem luft'=gen
3. Wo ſich Got = tes Flam = me in ein Herz ge =
4. Hin = ter dunk = len Wäl = len, hin = ter eh'r = nem
5. Wol = leſt auf uns len = ken Got = tes Lieb' und



füllt, komm mit bei = nem Schei = ne, ſü = ßes En = gels =
Wald, un = ter Blü = ten = träu = men iſt dein Auf = ent =
ſenkt, das am al = ten Stam = me treu und lie = bend
Tor kann das Herz noch ſchwel = len zu dem Licht em =
Luſt, wol = leſt gern dich ſen = ken in die deut = ſche



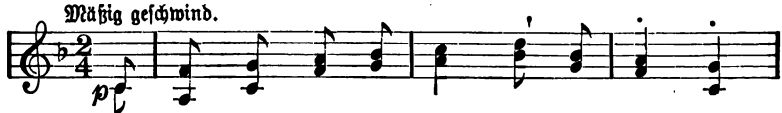
bild! Magſt du nie dich zei = gen der be=dräng = ten Welt?
halt. Ach, das iſt ein Le = ben, wenn es weht und klingt,
hängt; wo ſich Män=ner ſin = den, die für Ehr' und Recht
por, für die Kir = chen = hal = len, für der Vä = ter Gruft,
Bruſt! Frei = heit, hol = des We = ſen, gläu=big, kühn und zart,



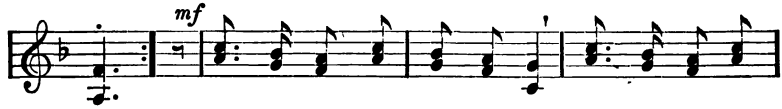
Füh=reſt bei=nen Rei=gen nur am Ster=nen=zelt?
wenn dein ſtil=les We=ben won=nig uns durch=dringt!
mu=tig ſich ver=bin=den, wallt ein frei Ge=ſchlecht.
für die Lieb=ſten fal=len, wenn die Frei=heit ruft.
haſt ja lang er=le=ſen dir die deut=ſche Art!

3. Rätſel

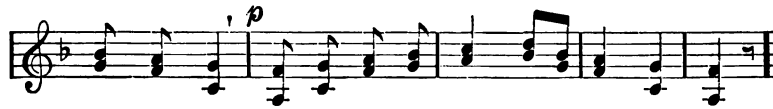
Hoffmann von Fallersleben (1798–1874). Volksweiſe.



1. Ein Männ=lein ſteht im Wal=de ganz ſtill und
es hat von lau=ter Pur=pur ein Mänt=lein
2. Das Männ=lein ſteht im Wal=de auf ei=nem
und hat auf ſei=nem Haup=te ſchwarz Käpp=lein



ſtumm; um. } Sagt, wer mag das Männ=lein ſein, das da ſteht im
Bein klein. } Sagt, wer mag das Männ=lein ſein, das da ſteht im



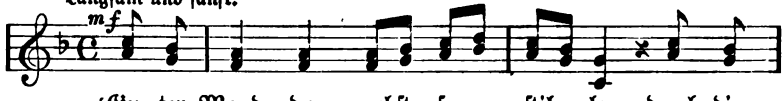
Wald al=lein mit dem pur=pur=ro=ten Män=te=lein?
Wald al=lein mit dem klei=nen, ſchwar=zen Käp=pe=lein?

4. An den Mond

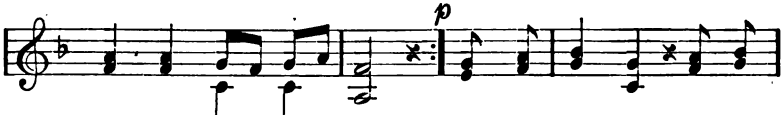
Karl Enslin
(1819–1875).

Volkslied.

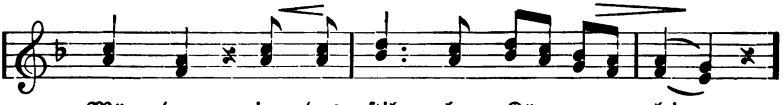
Langſam und ſanft.



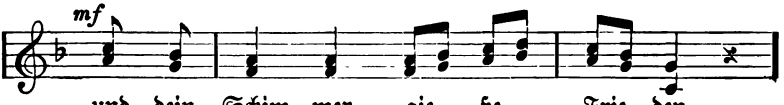
1. Gu=ter Mond, du gehſt ſo ſtil=le durch die
dei=nes Schöp=fers wei=ſer Wil=le hieß auf
2. Gu=ter Mond, du wan=delſt lei=ſe an dem
wo dich Gott zu ſei=nem Prei=ſe hat als
3. Gu=ter Mond, ſo ſanft und mil=de glän=zeſt
wal=leſt in dem Licht=ge=fil=de hehr und



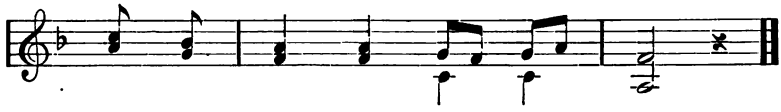
A=bend=wol=ken hin, je=ner Bahn dich ziehn. } Leuch=te freund=lich je=dem
blau=en Him=mels=zelt, Leuch=te hin=ge=ſtellt. } Blik=ke trau=lich zu uns
du im Ster=nen=meer, ſei=er=lich ein=her. } Men=ſchen=trö=ſter, Got=tes=



Mü=den in das ſtil=le Käm=mer=lein,
nie=der durch die Nacht aufs Er=den=rund!
bo=te, der auf Frie=dens=wol=ken thront;



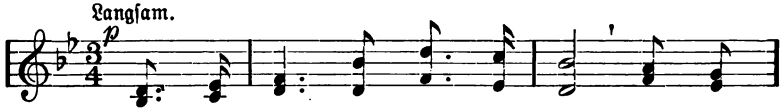
und dein Schim=mer gie=ße Frie=den
Als ein treu=er Men=ſchen=hü=ter
zu dem ſchön=ſten Mor=gen=ro=te



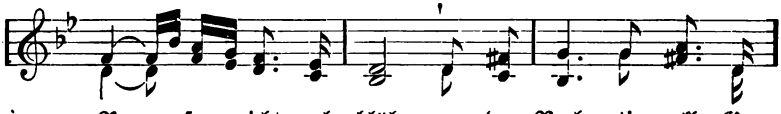
ins be = dräng = te Herz hin = ein!
tuſt du Got = tes Lie = be kund.
führſt du uns, o gu = ter Mond!

5. Scheiden und Wiederſehn

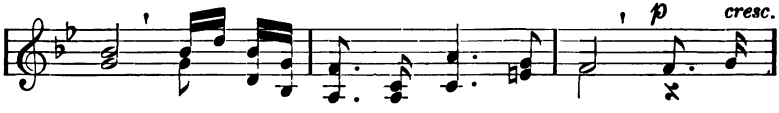
Karl Herloßſohn (1804–1849). Franz Abt (1819–1885).



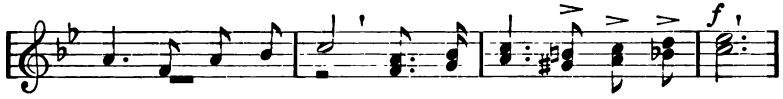
1. Wenn die Schwal = ben heim = wärts ziehn und die
2. Wenn die Schwä = ne ſüd = wärts ziehn, dort = hin,
3. Ar = mes Herz, was kla = geſt du? O, auch



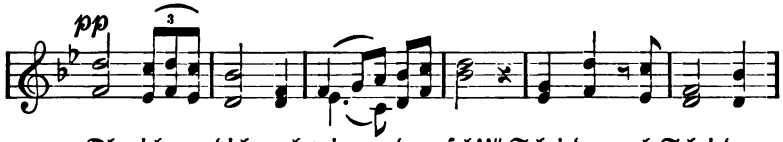
Ro = ſen nicht mehr blühn, wenn der Nach = ti = gall Ge =
wo Zi = tro = nen blühn, wenn das A = bend = rot ver =
du gehſt einſt zur Ruh! Was auf Er = den, muß ver =



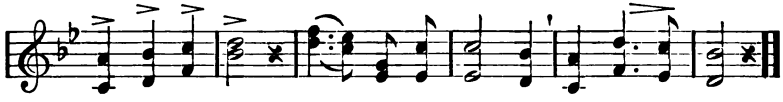
ſang mit der Nach = ti = gall ver = klang,
ſinkt, durch die grü = nen Wäl = der blinkt, } fragt das
gehn. Gibt es wohl ein Wie = der = ſehn?



Herz im ban=gen Schmerz, fragt das Herz im ban=gen Schmerz:



„Ob ich dich auch wie = der = ſeh'!" Schei=den, ach Schei=den,



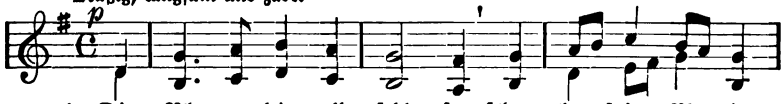
Schei=den tut weh! Schei=den, ach Schei=den, Schei=den tut weh!

6. Sandmännchen

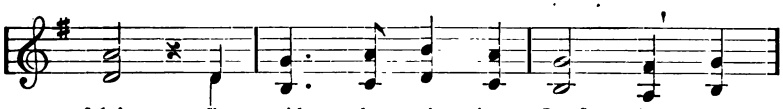
Wilhelm von Waldbrühl (1803–1869).

Nach einer Melodie aus dem 17. Jahrhundert.

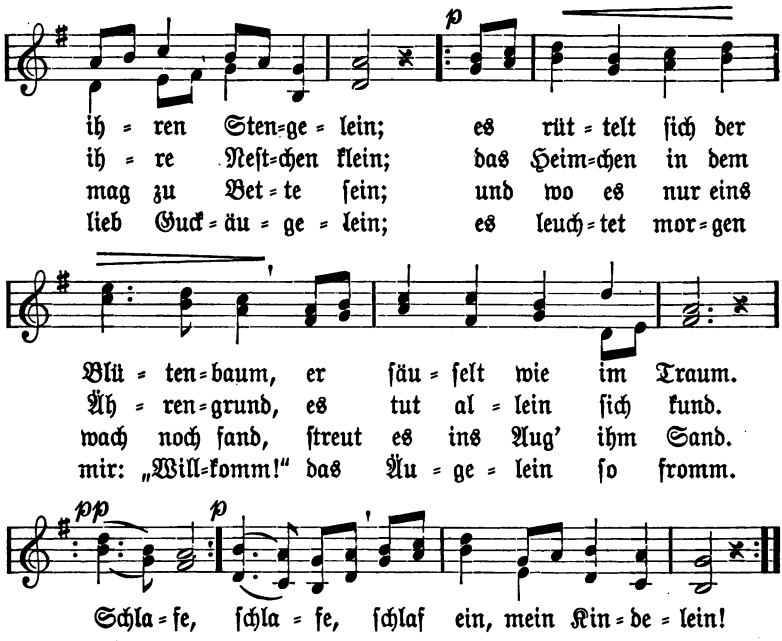
Mäßig, langſam und zart.



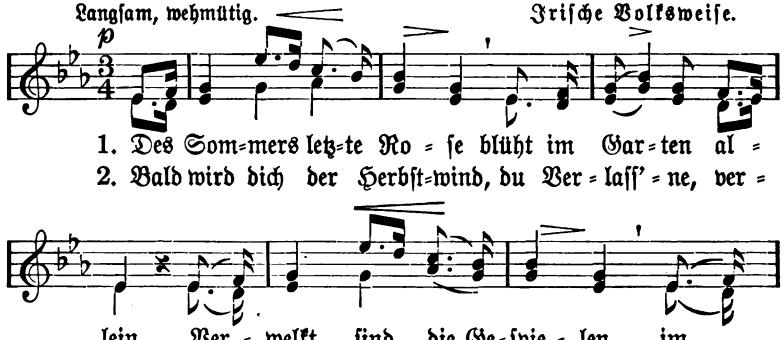
1. Die Blü=me=lein all ſchla=fen ſchon längſt im Mon=den=
2. Die Vö=ge=lein, die ſan=gen ſo ſüß im Son=nen=
3. Sandmännchen kommt ge=ſchli=chen und guckt ins Fen=ſter=
4. Sandmännchen, aus dem Zim=mer! Es ſchläft mein Herz=chen

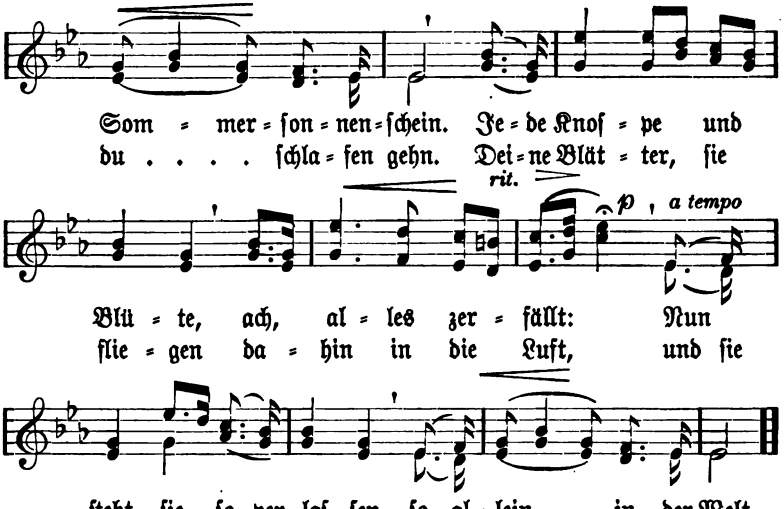


ſchein, ſie nik=ken mit den Köpf=chen auf
ſchein, ſind nun zur Ruh ge=gan=gen in
lein, ob ir=gend=wo ein Kind=lein nicht
fein, hat ſchon gar feſt ver=ſchlof=ſen ſein



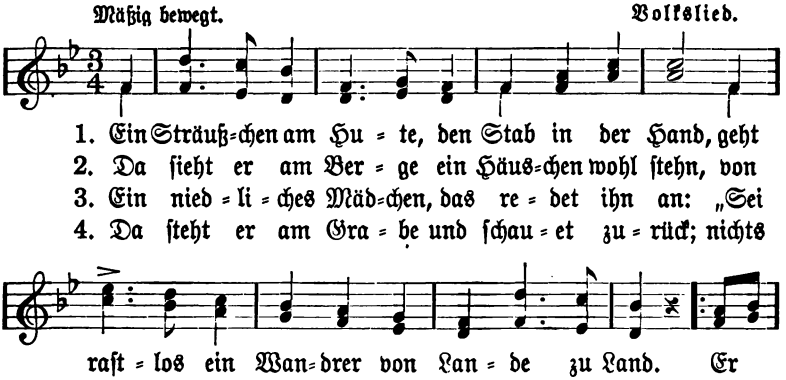
7. Des Sommers letzte Roſe





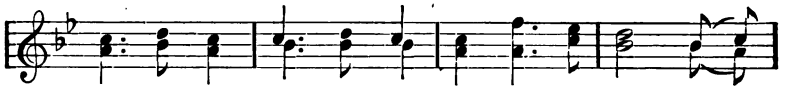
Som = mer = ſon = nen = ſchein. Je = de Knoſ = pe und
du . . . . ſchla = fen gehn. Dei = ne Blät = ter, ſie
Blü = te, ach, al = les zer = fällt: Nun
flie = gen da = hin in die Luft, und ſie
ſteht ſie ſo ver = laſ = ſen, ſo al = lein . . in der Welt.
hau = chen im To = de noch lieb = li = chen Duft.

8. Der Wanderer

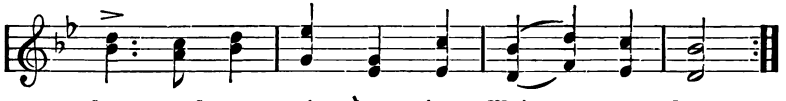


1. Ein Sträuß = chen am Hu = te, den Stab in der Hand, geht
2. Da ſieht er am Ber = ge ein Häus = chen wohl ſtehn, von
3. Ein nied = li = ches Mäd = chen, das re = det ihn an: „Sei
4. Da ſteht er am Gra = be und ſchau = et zu = rück; nichts

raſt = los ein Wan = drer von Lan = de zu Land. Er
Blu = men um = ge = ben, ſie duf = ten ſo ſchön. Dort
herz = lich will = kom = men, du wan = dern = der Mann!“ Sie
hat er ge = noſ = ſen vom ir = di = ſchen Glück. Und



sieht so manch Städt=chen, er sieht man=chen Ort, a=ber
könnt's ihm ge=fal=len, dort sehnt er sich hin, a=ber
sieht ihm ins Au=ge, sie reicht ihm die Hand, a=ber
hat er voll=en=det die ir=di=sche Bahn, so



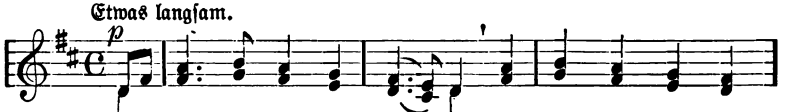
fort muß er wie=der ins Wei=te fort.
fort muß er wie=der, muß wei=ter ziehn.
fort muß er wei=ter ins frem=de Land.
tritt er ein' an=de=re Wan=der=schaft an.

9. Das stille Tal

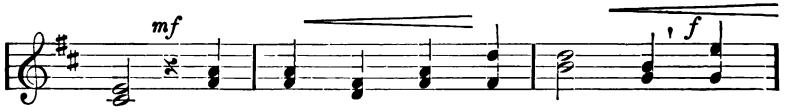
Joh. Gabr. Seidl
(1804–1875).

Volksweise.

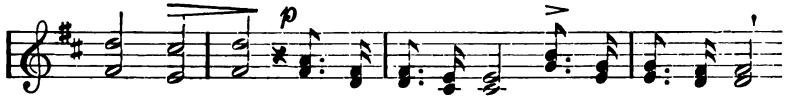
Etwas langsam.



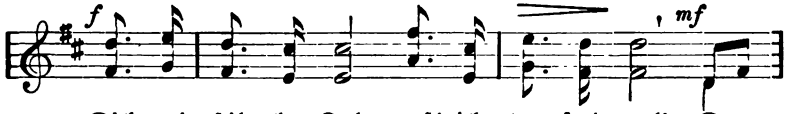
1. Im schön=sten Wie=sen=grun=de ist mei=ner Hei=mat
2. Muß aus dem Tal jetzt schei=den, wo al=les Lust und
3. Sterb' ich, in Ta=les Grun=de will ich be=gra=ben



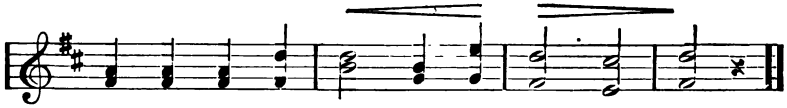
Haus; da zog ich man=che Stun=de ins
Klang; das ist mein herb=stes Lei=den, mein
sein; singt mir zur letz=ten Stun=de beim



Tal hin = aus. Dich, mein ſtil=les Tal, grüß' ich tau=ſend=mal!
ſchwer=ſter Gang. Dich, mein ſtil=les Tal, grüß' ich tau=ſend=mal!
A = bend=ſchein: Dir, o ſtil=les Tal, Gruß zum letz = ten=mal!



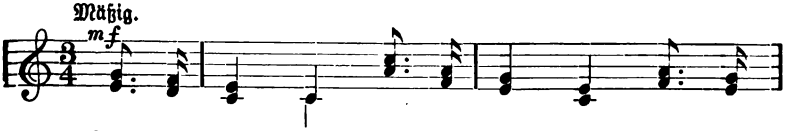
Dich, mein ſtil = les Tal, grüß' ich tau = ſend = mal! Da
Dich, mein ſtil = les Tal, grüß' ich tau = ſend = mal! Das
Dir, o ſtil = les Tal, Gruß zum letz = ten = mal! Singt



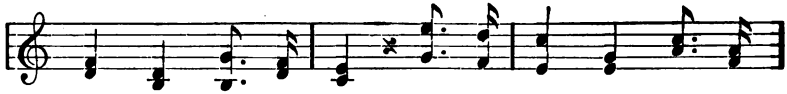
zog ich man = che Stun = de ins Tal hin = aus.
iſt mein herb = ſtes Lei = den, mein ſchwer = ſter Gang.
mir zur letz = ten Stun = de beim A = bend = ſchein!

10. Sehnſucht nach dem Frühlinge

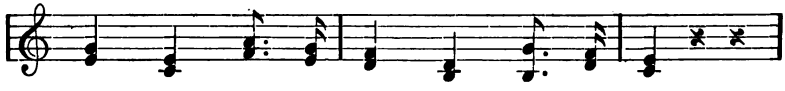
Hoffmann von Fallersleben. Volksweiſe.



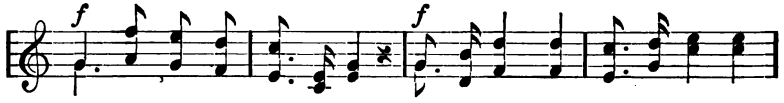
1. Schö = ner Früh = ling, komm' doch wie = der! Lie = ber
2. Auf die Ber = ge möcht' ich flie = gen, möch = te
3. Möch = te hö = ren die Schal=mei = en und der
4. Schö = ner Früh = ling, komm' doch wie = der! Lie = ber



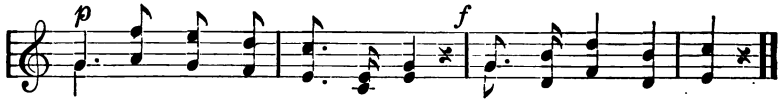
Früh = ling, komm' doch bald! Bring' uns Blu = men, Laub und
ſehn ein grü = nes Tal, möcht' in Gras und Blu = men
Her = den Glok = ken = klang, möch = te freu = en mich im
Früh = ling, komm' doch bald! Bring' uns Blu = men, Laub und



Lie = der, ſchmük = ke wie = der Feld und Wald!
lie = gen und mich freun am Son = nen = ſtrahl.
Frei = en an der Vö = gel ſü = ßem Sang.
Lie = der, ſchmük = ke wie = der Feld und Wald!



La la la la la la la la la la la la la la la la



la la la la la la la la la la la la la.

Zweiter Teil

59. Das Bächlein

Du Bächlein, ſilberhell und klar,
Du eilſt vorüber immerdar;
Am Ufer ſteh ich, ſinn und ſinn:
Wo kommſt du her, wo gehſt du hin?

Ich komm aus dunkler Felſen Schoß;
Mein Lauf geht über Blum' und Moos;
Auf meinem Spiegel ſchwebt ſo mild
Des blauen Himmels freundlich Bild.

Drum hab ich frohen Kinderſinn;
Es treibt mich fort, weiß nicht wohin.
Der mich gerufen aus dem Stein,
Er, denk ich, wird mein Führer ſein.

Karoline Rudolphi.

60. Die vier Brüder

Vier Brüder geh'n jahraus, jahrein
Im ganzen Land ſpazieren.
Doch jeder kommt für ſich allein,
Uns Gaben zuzuführen.

Der erste kommt mit leichtem Sinn
In reines Blau gehüllet,
Streut Knospen, Blätter, Blüten hin,
Die er mit Düften füllet.

Der zweite tritt schon ernster auf
Mit Sonnenschein und Regen,
Streut Blumen aus in seinem Lauf
Und reichen Ernteſegen.

Der dritte naht mit Überfluß
Und füllet Küch' und Scheune,
Bringt uns zum süßesten Genuß
Viel Äpfel, Nüss' und Weine.

Verdrießlich braust der vierte her,
In Nacht und Graus gehüllet,
Sieht Feld und Wald und Wiese leer,
Die er mit Schnee erfüllet.

Wer sagt mir, wer die Brüder sind,
Die so einander jagen?
Leicht rät sie wohl ein jedes Kind,
Drum brauch ich's nicht zu sagen.

Christian Gottlob Barth.

61. Am frühen Morgen

Die Sonne stand schon seit ein paar Stunden am Himmel, denn sie war um 5 Uhr aufgegangen, und ihre Strahlen vergoldeten die Dächer und Häuser und spiegelten sich in den vielen Fensterscheiben der Stadt. Sie glänzten auf dem Wasser und hatten längst die Schwalben und die Robins und die Spatzen aufgeweckt. Die Schwalben flogen oben in der blauen Luft herum, die Robins suchten in den Gärten nach Würmlein und Käfern, und die Spatzen saßen in den Dachrinnen und blickten auf die Fahrstraße, um ein Stück Brot oder sonst etwas zu finden, was sie fressen konnten. Sie zankten und jagten einander von einem Orte zum andern.

Die Sonne meinte es heute gut. Es hatte acht Tage lang so stark geregnet, daß die Kinder draußen nicht spielen konnten, aber heute war schönes Wetter und der Himmel so klar, daß es eine Lust war, ihn anzusehen. Ein paar niedliche, weiße Wolken schwebten noch unter ihm dahin, aber sie sahen so freundlich aus, daß die Leute gar nicht mehr an die dicken, grauen Wolken dachten, die so lange den Himmel bedeckt hatten.

So still war es in den Straßen. Kein Wagen fuhr noch, kein lautes Wort hörte man, und alles war sauber und blank, denn es war Sonntag. Und alle Glocken läuteten.

Heinrich Scharrelmann.

62. Vergißmeinnicht

Es blüht ein schönes Blümchen
Auf unsrer grünen Au',
Sein Aug' ist wie der Himmel,
So heiter und so blau.

Es weiß nicht viel zu reden,
Und alles, was es spricht,
Ist immer nur dasselbe,
Ist nur: Vergißmeinnicht!

Hoffmann von Fallersleben.

63. Gefunden

Ich ging im Walde
So für mich hin,
Und nichts zu suchen,
Das war mein Sinn.

Im Schatten sah ich
Ein Blümchen stehn,
Wie Sterne leuchtend,
Wie Äuglein schön.

Ich wollt' es brechen,
Da sagt' es fein:
„Soll ich zum Welken
Gebrochen sein?"

Ich grub's mit allen
Den Würzlein aus;
Zum Garten trug ich's
Am hübschen Haus.

Und pflanzt' es wieder
Am stillen Ort;
Nun zweigt es immer
Und blüht so fort.

Johann Wolfgang von Goethe.

64. Der Kirschbaum

Zum Frühling sagt der liebe Gott:
„Geh, deck dem Würmlein seinen Tisch!"
Darauf der Kirschbaum Blätter trug,
Viel tausend Blätter, grün und frisch.

Und's Würmlein, aus dem Ei erwacht's
Nach langem Schlaf im Winterhaus.
Es streckt sich, sperrt sein Mäulchen auf
Und reibt die blöden Augen aus.

Und drauf so nagt's mit stillem Zahn
Am zarten Blättlein hier und dort
Und sagt: „Wie ist's Gemüs' so gut!
Man kommt schier nimmer wieder fort."

Und wieder sagt der liebe Gott:
„Deck jetzt dem Bienlein seinen Tisch!"
Darauf der Kirschbaum Blüten trug,
Viel tausend Blüten weiß und frisch.

Und bei der Sonne Morgenlicht
Schaut's Bienlein, und es fliegt heran
Und denkt: Das wird mein Kaffee sein.
Sie haben kostbar Porzellan.

Wie sind die Täßchen rein gespült!
Es streckt sein Züngelchen hinein.
Es trinkt und sagt: „Wie schmeckt's so süß!
Da muß der Zucker wohlfeil sein."

Zum Sommer sagt der liebe Gott:
„Deck auch dem Spätzlein seinen Tisch!"
Darauf der Kirschbaum Früchte trug,
Viel tausend Kirschen, rot und frisch.

Und's Spätzlein sagt: „Ist's so gemeint?
Da sitzt man hin und fragt nicht lang.
Das gibt mir Kraft in Mark und Bein
Und stärkt die Kehle zum Gesang."

Zum Herbste sagt der liebe Gott:
„Räum ab, sie sind jetzt alle satt!"
Drauf kam die kühle Bergesluft,
Und Reif setzt' sich auf Zweig und Blatt.

Die Blättlein werden gelb und rot
Und fallen bei des Windes Wehn,
Und was vom Boden aufwärts kommt,
Muß auch zum Boden abwärts gehn.

Zum Winter sagt der liebe Gott:
„Deck wacker zu, was übrig ist!"
Drauf streut der Winter weißen Schnee
Und deckt' die Erd' in kurzer Frist.

Johann Peter Hebel.

65. Der Hahn, der Hund und der Fuchs

Ein Hund und ein Hahn schlossen Freundschaft und wanderten zusammen in die Fremde. Eines Abends konnten sie kein Haus erreichen und mußten im Wald übernachten. Der Hund sah endlich eine hohle Eiche, worin für ihn eine vortreffliche Schlafkammer war. „Hier wollen wir bleiben," sagte er zu seinem Reisegefährten. „Ich bin es zufrieden," sagte der Hahn; „aber ich schlafe gern in der Höhe." Damit flog er auf einen Ast, wünschte dem andern gute Nacht und setzte sich zum Schlafen.

Als es Morgen werden wollte, fing der Hahn an zu krähen; denn er dachte: Es ist bald Zeit zum Weiterreisen. Das Kikeriki hatte der Fuchs gehört, dessen Wohnung nicht weit davon war, und schnell war er da, um den Hahn zu fangen. Da er den Hahn so hoch sitzen sah, dachte er: Den muß man durch gute Worte herunterlocken; denn so

hoch kann ich nicht klettern! Gut. Mein Füchslein macht sich ganz höflich herbei und spricht: „Ei, guten Morgen, lieber Herr Vetter! Wie kommen Sie hieher? Ich habe Sie gar zu lange nicht gesehen. Aber Sie haben sich da eine gar unbequeme Wohnung gewählt. Und wie es scheint, haben Sie auch noch nicht gefrühstückt. Wenn es Ihnen gefällig ist, mit in mein Haus zu kommen, so werde ich Ihnen mit ganz frisch gebackenem Brot aufwarten."

Der Hahn kannte aber den alten Schelm und hütete sich wohl, hinunter zu fliegen. „Ei," sagte er, „wenn Sie ein Vetter von mir sind, so werde ich recht gern mit Ihnen frühstücken; aber ich habe noch einen Reisegefährten. Der hat die Türe zugeschlossen. Wollen Sie so gefällig sein, diesen zu wecken, so können wir gleich zusammen mitgehen." Der Fuchs, welcher meinte, er könne noch einen zweiten Hahn erwischen, lief schnell nach der Öffnung, wo der Hund lag. Dieser war aber wach und hatte alles gehört, was der Fuchs gesprochen hatte, und freute sich sehr, den alten Betrüger jetzt strafen zu können. Ehe der Fuchs es sich versah, sprang der Hund hervor, packte ihn an der Kehle und biß ihn tot.

Wilhelm Curtmann.

66. Die Maus

Mama ist ausgegangen. Mein Bruder Hans macht seine Schulaufgabe. Ich habe das Bilderbuch und besehe mir die wilden Tiere. So still ist es in der Stube! Draußen geht der Wind und jagt den Staub in die Höhe. Da — was

knabbert und knistert auf einmal? Hier am Fenster ist es! Nein, dort am Ofen! Nirgends ist es. — Scht! — Hans und ich — wir sehn uns an.

„Das ist eine Maus," sagt Hans ganz leise. Er macht große Augen. Wir warten und horchen. Scht! — nicht lachen! — Nun ist es noch stiller in der Stube. Wo? wo ist die Maus? — Auf dem Vorhang am Fenster! Da! Vom Vorhang springt etwas herunter, ein kleiner, dunkelgrauer Gummiball. Nein, der kleine Gummiball hat ein Schwänzchen und ein spitzes Schnäuzchen! Es ist — es ist — die Maus!

„Sitz still! sieh, was sie tut!" sagt Hans. Ich sitze ganz ruhig. Wie ein Gummiball rollt sie über den Fußboden; ihre Beinchen sieht man nicht.

Die hat Hunger! Darum geht sie so langsam. — Wollen wir ihr ein Butterbrötchen geben? —

Ja! schnell! ein Stückchen vom Vesperbrot!

Jetzt werfe ich ihr ein Stück Brot hin. Sie frißt.

„Hans! sie frißt!"

Wirklich, da saß das hungrige Mäuschen und hielt das Brot zwischen den Vorderbeinchen. Wie Hände waren die Füße, ganz rosa und ohne Haare.

Ich will noch ein Stückchen Brot holen. Warte du, Maus! Plötzlich — wo ist die Maus? Weg ist sie! Ganz weg! Nirgends zu sehen, in den Boden hinein geschlüpft. Wir suchten sie überall.

Da kam die Mutter nach Hause. „O, Mutter, die Maus

war hier.“ Die Mutter blieb stehen, dicht an der Tür, mit Hut und Schirm. „Die Maus? ich mag die Mäuse nicht,“ sagte sie.

„O, Mutter, sie war reizend!“ schrie ich. „Wir haben sie gefüttert!“ — „Gefüttert? wer füttert solch schädliche Tiere? Ich glaube gar!“ rief die Mutter.

„Nein, sie ist nicht schädlich,“ sagte Hans. „Sie hat kleine, schwarze, blanke Perlen statt Augen, und sie frißt auch Butterbrot.“ — „Ja, das glaub ich wohl!“ sagte die Mutter und lachte.

Ilse Frapan.

67. Der Sperling

Wer hat wohl noch keinen Spatzen gesehen? Der Spatz gehört zu den Gassenbuben unter den Vögeln. Er sieht auch gerade so aus. In seinem dicken Kopfe stecken ein paar kecke Augen, denen man sogleich ansieht, daß er sich um keinen Menschen bekümmert und daß es ihm einerlei ist, was man von ihm denkt. Zu diesem dicken Kopf paßt ganz sein plumper Schnabel und sein freches Geschrei. Er gibt sich nicht die geringste Mühe, anständig zu sprechen, sondern schreit in den Tag hinein, wie es ihm in die Kehle kommt.

Sein Anzug paßt ganz zu seinem Wesen. Gewöhnlich trägt er eine grobe, graue Jacke, auf der man nicht leicht Schmutzflecken sehen kann, und er treibt sich damit auf dem Miste und auf Feldern umher. Streit hat er mit seinen Kameraden alle Augenblicke, und dabei gibt es ein Geschrei, daß man es im

ganzen Dorfe hört. Vor dem Menſchen hat er nicht die geringſte Scheu und Achtung. Er drängt ſich überall herbei und macht ſein Neſt, ohne lang um Erlaubnis zu fragen, zwiſchen den Laden und das Fenſter deines Zimmers und blickt frech hinein, um zu ſehen, womit du dich beſchäftigſt. Bei ſeiner Unverſchämtheit treibt er die Schwalbe aus ihrem Neſte und pflanzt ſich mit

ſeiner Brut hinein, die ebenſo unverſchämt wird, wie die lieben Eltern ſind. Jeder Platz iſt ihm zu ſeinem Neſte recht. Ein Palaſt oder eine Strohhütte, ein herrliches Denkmal von Marmor oder ein altes Gemäuer — was fragt der Spatz danach! — Das iſt ihm einerlei, wenn er nur ſein Neſt anbringen kann! Und zu dem Bau kann er alles brauchen: alte Lumpen und ſeidene alte Läppchen, Papierſtreifen, kurze und lange Hälmchen, Fäden und Federn, alles weiß er zu benutzen.

Seine Gefräßigkeit ist groß. Wann siehst du den Spatzen nicht fressen? Leckerhaft aber ist er nicht; er frißt alles, was ihm vor den Schnabel kommt. Überall hat er seine Augen, wo es etwas zu fressen oder zu naschen gibt. Hält ein Fuhrmann mit seinen Pferden vor einem Wirtshause und bringt der Hausknecht den Futtertrog, so ist auch mein Spatz schon da und holt sich seinen Teil Hafer oder Brot; mag auch der Fuhrmann darüber schelten, wie er will, das stört den Spatzen in seinem Appetit nicht. Kommt die Köchin mit einem Teller voll Brot, das sie mühsam in zierliche Würfelchen geschnitten hat, um damit ihre lieben Hühner zu füttern, so läßt der Spatz gewiß nicht auf sich warten. Jagt sie ihn weg, so fliegt er höchstens einen Schritt beiseite. Kaum hat sie den Rücken gewendet, so ist er wieder da und sagt zu den Hühnern: „Ihr dürft nicht glauben, daß dies Fressen für euch allein da ist! Ich will auch etwas haben! Versteht ihr mich?" Die guten Hühner lassen sich in keinen Streit ein,[1] sondern eilen nur, damit der Spatz mit seinen Kameraden nicht alles erwische; aber die Köchin kehrt jammernd zu ihrer Frau zurück und klagt: „Ach, die unverschämten Spatzen fressen das meiste. Sie lassen sich nicht fortjagen!"

Kaum fangen die Kirschen an sich zu färben, so holt sich der Spatz eine Probe davon, und es fällt ihm nicht ein zu sagen: „Erlauben Sie gütigst!" — O nein. Er benimmt sich, als ob die Kirschen für ihn allein gewachsen wären. Sind sie reif, so

1. **lassen sich in keinen Streit ein**, will not quarrel.

kennt er vom frühen Morgen bis zum späten Abend gar keine andere Beschäftigung als Kirschen zu fressen. Pfeift, klatscht in die Hände, schreit euch die Kehle wund, macht mit Klappern einen Lärm, werft mit Steinen und Prügeln nach ihm, schießt, so oft ihr wollt, das nützt euch alles nichts. Der Spatz lacht euch nur aus und frißt seine Kirschen doch, und ist es nicht auf diesem Baume, so ist es auf einem andern, und ihr müßt am Ende noch froh sein, wenn ihr einen kleinen Rest retten könnt.

Ebenso unverschämt treibt er es auf den Feldern, wenn die Frucht reif wird. Fragt nur die Bauern! Die können euch ein Stückchen von ihm erzählen. Selbst auf ihren Kornböden können sie ihr Getreide nicht sichern; der Spatz holt sich seinen Teil auch dort und das alle Tage. Vom Reisen ist er kein Freund; er bleibt im Winter da und denkt: „Ich kann mir ja mit Stehlen helfen!" Ist das nicht arg? — Werdet nicht wie die Spatzen!

T. L. G. Walther.

68. Rätsel

Kennst du die Brücke ohne Bogen
Und ohne Joch von Diamant,
Die über breiter Ströme Wogen
Errichtet eines Greises Hand?

Er baut sie auf in wenig Tagen,
Geräuschlos, du bemerkst es kaum;
Doch kann sie schwere Lasten tragen
Und hat für hundert Wagen Raum.

Doch kaum entfernt der Greis sich wieder,
So hüpft ein Knabe froh daher,
Der reißt die Brücke eilig nieder,
Du siehst auch ihre Spur nicht mehr.

Friedrich Schiller.

69. Im Walde

Wie schön ist's im Walde, wenn die Bäume wieder grün sind, wenn der Kuckuck ruft und tausend andere Vögel fröhlich ihre Lieder singen! Wie Säulen stehen die schlanken Stämme der Buchen da. Alle sind schön rund, die saubere Rinde ist glatt und silberweiß. Die Äste und Zweige mit ihren zarten Blättern bilden hoch oben ein lichtes, grünes Gewölbe.

Nun betrachte jene alte, hohe Eiche! Sieh den kräftigen Stamm und die gewaltigen, gekrümmten Äste! Die dicke, braune Rinde hat tiefe Risse. Auch die Blätter sind viel derber als die der Buche und haben am Rand auf beiden Seiten tiefe Furchen. Unten am Boden zwischen welkem Laube kriecht der Efeu hin. Kommt er auf seinem Weg an einen Baum, so klettert er am Stamm hinauf. Mit vielen kleinen Wurzeln klammert er sich so fest an die Rinde, daß man ihn nur mit Mühe losreißen kann.

Sieh hier die lieblichen weißen Blümchen! Zwischen zwei großen, spitzen Blättern steigt ein Stielchen empor. Daran hängen viele kleine, schneeweiße Glöcklein. Das sind Maiblümchen. Da stehen auch Veilchen. Aber schade! sie

duften nicht. Es sind Waldveilchen. Dort drängt sich zwischen dem welken Laube der kleine Waldmeister hervor. Wie zierlich die schmalen Blätter im Kreis um den Stengel geordnet sind! Und die Blüten, wie klein und rein weiß sind sie! Den Waldmeister kann die Mutter brauchen, um würzigen Maitrank zu bereiten. Noch viele andere Blumen wachsen im Walde: weiße und rote, gelbe und blaue, so daß man sich leicht ein buntes Sträußchen binden kann.

Horch! Was klopft dort oben an jener Eiche? Jetzt ist es wieder still. Jetzt klopft es schon wieder ganz deutlich. Das ist ein Specht. Er klammert sich mit seinen scharfen Krallen fest an den Stamm, stützt sich dabei auf seinen steifen Schwanz und hämmert eifrig mit dem starken, spitzen Schnabel gegen die Rinde. Er will die kleinen Insekten, die unter der Rinde stecken, hervorziehen und sich dann wohl schmecken lassen.

Etwas tiefer im Walde, wo es recht still ist, sieht man auch manchmal ein flinkes Eichhörnchen an einem Baumstamm. Aber kommt man ihm näher, um es besser betrachten zu können, husch! ist es auf der andern Seite des Stammes. Zuweilen wird man wohl auch erschreckt durch ein plötzliches Rauschen im nahen Busch. Ein furchtsamer Hase eilt in großen Sätzen davon. In manchen Wäldern gibt es auch Marder, Dachse, Füchse, Rehe, Hirsche und noch andere Tiere.

70. Wassertröpflein

Tröpflein muß zur Erde fallen,
Muß das zarte Blümchen letzen,
Muß mit Quellen weiter wallen,
Muß das Fischlein auch ergötzen,
Muß im Bach die Mühle schlagen,
Muß im Strom die Schiffe tragen.
Und wo wären denn die Meere,
Wenn nicht erst das Tröpflein wäre?

Aus: „Der Kinder Lustfeld."

71. Mut einer Katze

In einem Dorfe spielte einmal eine Katze mit ihren Jungen in der Frühlingssonne vor einer Stalltür. Ein großer Habicht schoß aus der Luft herab und ergriff eines der Kätzchen. Die Mutter sprang grimmig auf ihn los und wehrte sich für ihr Junges. Der Habicht ließ es fahren, wendete sich aber gegen die große Katze. Der Kampf von beiden Seiten war sehr heftig. Der Habicht behielt durch seinen mächtigen Flügelschlag und durch seinen spitzigen Schnabel und seine scharfen Krallen eine Zeitlang die Oberhand, zerfleischte jämmerlich die arme Katzenmutter und hackte ihr ein Auge aus. Sie verlor aber den Mut nicht, hielt ihren Gegner mit ihren Krallen fest und durchbiß ihm den rechten Flügel. Nun hatte sie zwar mehr Gewalt über ihn, aber der Habicht war noch immer sehr stark und der Streit

dauerte fort. Die Katze war beinahe erschöpft; durch eine schnelle Wendung raffte sie sich aber nochmals auf und brachte den Habicht unter sich. Siegreich biß sie dem grimmigen Wüterich den Kopf ab; dann lief sie, ohne den Verlust ihres Auges und ihre Wunden zu achten, zu ihrem übel zugerichteten Kätzchen, leckte ihm die von Blut triefenden Wunden ab, welche die Krallen des Habichts in die Seiten des zarten Tierchens gehauen hatten, und schnurrte, es liebkosend, als wenn nichts vorgefallen wäre.

Stern.

72. Der arme Musikant

An einem schönen Sommertage war im Prater zu Wien ein großes Volksfest. Der Prater ist ein sehr großer öffentlicher Park voll herrlicher Bäume und ist der Hauptspaziergang und Belustigungsort der Wiener. Viel Volk strömte hinaus, und Jung und Alt, Vornehm und Gering freuten sich dort ihres Lebens. Auch viele Fremde kamen, die sich an der Volkslust ergötzten. Wo viele fröhliche Menschen sind, da hat auch der etwas zu hoffen, der an die Barmherzigkeit seiner glücklichen Mitmenschen gewiesen ist. So waren denn hier eine Menge Bettler, Orgelmänner, Geiger, die sich ihre Kreuzer zu verdienen suchten.

In Wien lebte damals ein Invalide, dessen kleine Pension zum Unterhalte nicht ausreichte. Betteln mochte er nicht; er griff daher zum Geigenspiel, das er von seinem Vater erlernt hatte. Er spielte unter einem alten Baume im Prater und sei-

nen treuen Pudel hatte er so abgerichtet, daß der vor ihm saß und den alten Hut im Maule hielt, in den die Leute ihre kleinen Münzen warfen. Heute stand er auch da und fiedelte, und der Pudel saß vor ihm mit dem Hute wie immer. Aber die Leute gingen vorüber, und der Hut blieb leer. Hätten sie ihn nur einmal angesehen, sie hätten Barmherzigkeit mit ihm haben müssen. Dünnes weißes Haar deckte kaum seinen Schädel; ein alter fadenscheiniger Soldatenmantel war sein Kleid. Gar manche Schlacht hatte er mitgekämpft, und fast jede hatte ihm in einer Narbe einen Denkzettel angehängt,[1] bei dem für das Verlieren keine Sorge nötig war. Nur drei Finger an der rechten Hand hielten den Bogen; eine Kugel hatte die zwei andern in der Schlacht mitgenommen. Aber die fröhlichen Leute sahen heute nicht auf ihn, und doch hatte er für die letzten Kreuzer Saiten auf seine Violine gekauft und spielte seine alten Märsche und Tänze mit aller Kraft. Trübe und traurig sah der alte Mann auf die wogende Menschenmasse, auf die fröhlichen Gesichter, auf die stolze Pracht ihres Putzes. Bei ihrem Lachen drang ein Stachel in seine Seele; diesen Abend mußte er auf seinem Strohlager im Dachstübchen hungern. Sein Pudel war in der Tat besser daran; er fand doch vielleicht auf dem Heimwege einen Knochen, an dem er seinen Hunger stillen konnte.

Schon war es ziemlich spät am Nachmittage und seine Hoffnung war so nahe am Untergange wie die Sonne; denn schon

1. **einen Denkzettel anhängen,** to leave a mark *or* a remembrance.

kehrten die Luſtwandler zurück. Da legte ſich ein recht tiefes Leid auf das wetterharte vernarbte Geſicht. Er ahnte nicht, daß nicht weit von ihm ein ſtattlich gekleideter Herr ſtand, der ihm lange zuhörte und ihn mit dem Ausdrucke tief empfundenen Mitleids betrachtete. Als endlich alles fruchtlos blieb und die müde Hand den Bogen nicht mehr führen konnte, auch ſeine Beine ihn kaum mehr trugen, ſetzte er ſich auf einen Stein und ſtützte die Stirn in die hohle Hand. Er weinte heimlich.

Der Herr aber, der dort am Stamme der alten Linde lehnte, hatte geſehen, wie die verſtümmelte Hand die Tränen abwiſchte. Es war, als wenn ihm die Tränen wie ſiedend heiße Tropfen auf das Herz gefallen wären. Raſch trat er herzu, reichte dem Alten ein Goldſtück und ſagte: „Leihet mir ein Stündchen Eure Geige.“ Der Alte ſah voll Dankes den Herrn an, der mit der deutſchen Sprache ſo holprig umging,[1] wie er mit der Violine. Was er aber wollte, verſtand der Invalide doch und reichte ihm ſeine Geige. Sie war nun ſo ſchlecht nicht; der gewöhnliche Geiger kratzte nur ſo übel. Der fremde Herr ſtimmte ſie glockenrein, ſtellte ſich ganz nahe zu dem Invaliden und ſagte: „Kollege, jetzt nehmt Ihr das Geld, und ich ſpiele!“ Und nun fing er an zu ſpielen, daß der Alte ſeine Geige neugierig betrachtete und meinte, ſie ſei es gar nicht mehr. Der Ton ging wunderbar in die Seele, und die Töne rollten wie Perlen dahin. Manchmal war es, als jubilierten Engelſtimmen in der Geige und dann

1. **der mit der deutſchen Sprache ſo holprig umging**, who used the German language just as ruggedly.

wieder, als klagten Töne schweren Leides aus ihr heraus, die das Herz so bewegten, daß die Augen feucht wurden.

Jetzt blieben die Leute stehen, sahen den stattlichen Herrn an und horchten auf die wundervollen Töne. Jedermann merkte es, der Mann geigte für den Armen, aber niemand kannte ihn. Immer größer ward der Kreis der Zuhörer. Selbst die Kut-

schen der Vornehmen hielten an. Und was die Hauptsache war, jedermann sah ein, was der Fremde beabsichtigte, und gab reichlich. Da fiel Gold, Silber und Kupfer in den Hut. Der Pudel knurrte. War es Vergnügen oder Ärger? Er konnte den Hut nicht mehr halten, so schwer war er geworden. „Macht ihn leer, Alter," riefen die Leute dem Invaliden zu, „er wird noch einmal voll!" Der Alte tat es und richtig, er mußte ihn noch einmal in seinen Sack leeren. Der Fremde stand da mit leuchtenden

Augen und spielte, daß ein Bravo über das andere erscholl. Alle Welt war entzückt. Endlich ging der Geiger in die prächtige Melodie des Liedes „Gott erhalte Franz, den Kaiser!" über. Alle Hüte und Mützen flogen von den Köpfen. Allgemach wurde der Volksjubel so groß, daß plötzlich alle Leute das Lied sangen. Der Geiger spielte in der größten Begeisterung, bis das Lied zu Ende war. Dann legte er rasch die Geige in des glücklichen Invaliden Schoß, und ehe der alte Mann ein Wort des Dankes sagen konnte, war er fort.

„Wer war das?" rief das Volk. Da trat ein Herr vor und sagte: „Ich kenne ihn sehr wohl; es war der ausgezeichnete Geiger Boucher. Laßt uns aber auch sein edles Beispiel nicht vergessen!" Der Herr hielt seinen Hut hin und aufs neue flogen die Geldstücke hinein. Alles gab, und als dann der Herr abermals das Geld in des Invaliden Sack geschüttet hatte, rief er: „Boucher lebe hoch!" „Hoch! hoch! hoch!" rief das Volk. Und der Invalide faltete seine Hände und betete: „Herr, belohne du's ihm reichlich!"

Und ich glaube, es gab an diesem Abende zwei Glückliche mehr in Wien: der eine war der Invalide, der nun weithin seiner Not enthoben war,[1] und der andere war Boucher, dem sein Herz ein Zeugnis gab, um das man ihn beneiden möchte.

Nach W. Örtel von Horn.

1. **seiner Not enthoben war,** who was no longer in want.

73. Die geflickte Hose

In unserer Schule war ein Knabe von armen Eltern; der trug eine Hose, die war so vielfarbig geflickt, daß wir alle unsern tollen Spaß daran hatten. Und immer, wenn man glaubte, jetzt sei es zu Ende, jetzt komme endlich eine neue Hose — dann saß plötzlich wieder ein großer brauner Fleck darauf, und alle die kleinen Flecken ringsumher schienen mit neuem Mute in die Zukunft zu sehen.

Nach der Heimkehr von den Ferien war es unser größtes Vergnügen, im Schulhofe Müllers Hose zu besichtigen, und helles Gelächter hörte man erschallen, wenn sie inzwischen noch bunter geworden war.

Wie schäme ich mich heute dieses Gelächters! Es war ja nicht böse gemeint, aber es war unendlich dumm und gedankenlos. Wir sahen nur die bunten Flecken, aber nicht das, wovon sie erzählten: eine ganze Welt von sorgender Mutterliebe, von durchwachten Nachtstunden, gewiß auch von vielen Tränen darüber, daß die ganze mühsame Flickerei doch nur etwas zustande brachte, worüber der Sohn in der Schule ausgelacht wurde. Mit welcher ärmlichen Geldsumme mußte die Mutter wohl den ganzen Haushalt bestreiten, und wie ängstlich mag sie genäht haben, damit die Hose noch ins neue Jahr hinein halte! Wie viel Nachdenken, wie viel Fürsorge war in dieses ärmliche Stück Zeug hineingearbeitet worden, so viel, daß es selbst der erste Schneider nicht nachmachen könnte, sondern ausrufen müßte:

„So viel Geduld hat kein Schneider und keine Maschine, das kann nur eine Mutter!"

Nun begreife ich, wieviel Dummheit dazu gehört, über eine solche Hose zu lachen! Ist nicht Mutterliebe hineingewebt, und ist das nicht weit vornehmer, als wäre sie golddurchwirkt! Es ist schlimm, wenn liebevolle und fleißige Arbeit verspottet wird.

Friedrich Wilhelm Förster.

74. Der Menschenfresser

Zwei Knaben aus der Stadt verirrten sich in einem fürchterlichen Walde und blieben dort in einem unansehnlichen, einsamen Wirtshause über Nacht.

Um Mitternacht hörten sie in der nächsten Kammer reden. Beide hielten sogleich die Ohren an die hölzerne Wand und horchten. Da vernahmen sie deutlich die Worte: „Weib, schüre morgen früh das Feuer! Ich will unsere zwei Bürschlein aus der Stadt schlachten."

Die armen Knaben empfanden einen Todesschrecken. „O Himmel, dieser Wirt ist ein Menschenfresser!" sagten sie leise zueinander und sprangen beide zum Kammerfenster hinaus, um zu entlaufen. Allein zu ihrem neuen Schrecken fanden sie das Hoftor verschlossen.

Da krochen sie zu den Schweinen in den Stall und brachten die Nacht in Todesängsten zu. Am Morgen kam der Wirt, machte die Stalltür auf, wetzte sein Messer und rief: „Nun, ihr Bürschlein, heraus; eure letzte Stunde ist gekommen!"

Beide Knaben erhoben ein Jammergeschrei und flehten auf den Knien, sie doch nicht zu schlachten. Der Wirt wunderte sich, sie im Schweinstalle zu finden, und fragte, warum sie ihn für einen Menschenfresser hielten.

Die Knaben sprachen weinend: „Ihr habt ja heute nacht selbst gesagt, daß Ihr uns diesen Morgen schlachten wollt!“ Allein der Wirt rief: „O, ihr törichten Kinder! Euch habe ich nicht gemeint. Ich nannte nur meine zwei Schweinlein, weil ich sie in der Stadt gekauft habe, im Scherze meine zwei Bürschlein aus der Stadt. So geht's aber, wenn man horcht. Da versteht man vieles unrichtig, hat andere leicht in falschem Verdacht, macht sich selbst unnötige Sorgen, gerät in Angst und zieht sich manchen Verdruß zu.“

Christoph von Schmid.

75. Fritz hat so lange nicht geschrieben

Draußen ist schlechtes Wetter. Es regnet und schneit auch wohl dazwischen und stürmt.

Die Mutter sitzt mit dem Strickstrumpf auf dem Sofa. Die Katze liegt vorm Ofen. Ach, wie gemütlich könnte es sein, wenn nur die Sorge nicht wäre: die schwere, entsetzliche Sorge um Fritz.

Der ist schon zehn Monate fort auf der See. Und seit sechs Wochen ist keine Nachricht von ihm gekommen, und es hätte ganz gut eine kommen können. Nun sitzt die Mutter und sorgt sich. Und wenn ein neuer Windstoß den Schornstein hinauf und hinunter fegt, denkt sie an Sturmgebraus auf wogender

See. Und wenn die schweren Regentropfen an die Scheiben prasseln, packt die Angst ihr Herz. Dann sieht sie ihn stehen auf der hohen schmalen Kommandobrücke in finsterer Nacht, dann sieht sie haushohe Wellen mit dem Schiffe Fangball spielen.

So sitzt die Mutter trüben Auges und sorgt und grämt sich —

Währenddessen steht am Postschreibpulte einer englischen Hafenstadt ein Matrose und schreibt eine Karte: „Liebe Mutter! Soeben sind wir glücklich nach langer, stürmischer Fahrt hier angekommen. So Gott will, bin ich in acht Tagen bei Dir.

Mit tausend Grüßen und Küssen

Dein Fritz."

— — — — — — — — — — — — Eile, Postkarte! Eile dich! Damit ein Mutterherz den Frieden wieder findet.

Heinrich Scharrelmann.

76. Der Schlaf der Blumen

Wo sind alle die Blumen hin?
Schlafen in der Erde drin,
Weich vom Schneebettchen zugedeckt.
Stille nur, daß sie niemand weckt!
Übers Jahr mit dem Sonnenschein,
Tritt der liebe Frühling ein,
Nimmt die Decke hinweg ganz sacht,
Ruft: „Ihr Kinder, nun all erwacht!"
Da kommen die Köpfchen schnell herauf,
Da tun sie die hellen Augen auf.

Nach Wilhelm Hey.

77. Wintervergnügen

Der Winter ist nun wieder da,
Juchhe, juchhe, juchheirasa!
Das ist doch eine lust'ge Zeit,
Wenn Schnee liegt draußen weit und breit.

Wir ziehn mit hellem Jubel aus,
Aus warmer Stube, engem Haus,
Hinaus zur glatten Schlittenbahn.
Da geht die Freude erst recht an.

Bald wird ein Schneemann dann gemacht,
Bald gibt es eine große Schlacht.
Wir springen lustig hin und her,
Die Kugeln fliegen kreuz und quer.

Wen's trifft, der macht ein bös' Gesicht
Und heult wohl auch, doch stirbt er nicht.
Und wer hinfällt, steht lachend auf,
Beginnt von neuem seinen Lauf.

Drum ist der Winter doch fürwahr
Die schönste Zeit im ganzen Jahr.
Wer da nicht stimmt von Herzen ein,
Der muß ein Ofenhocker sein.

GEORG CHRISTIAN DIEFFENBACH.

78. Geben und Nachgeben

1. Almosengeben armet nicht.
2. Wer gerne gibt, läßt sich nicht lange bitten.
3. Geben ist seliger denn Nehmen.
4. Der Klügste gibt nach.
5. Nachgeben stillet den Krieg.

79. Das brave Mütterchen

Es war im Winter, und das Eis war dick und fest. Da beschlossen die Bewohner eines Städtchens an der Nordsee, ein großes Fest zu feiern; sie schlugen Zelte auf,[1] und Alt und Jung, die ganze Stadt versammelte sich draußen. Die einen liefen Schlittschuh, die andern fuhren im Schlitten, und in den Zelten erscholl Musik, und Tänzer und Tänzerinnen schwenkten sich

1. **schlugen Zelte auf**, pitched tents.

herum, und die Alten saßen an den Tischen und sahen zu. So verging der ganze Tag, und der helle Mond stieg auf; aber der Jubel schien nun erst recht anzufangen.

Nur ein altes Mütterchen war von allen Leuten in der Stadt zurückgeblieben. Sie war krank und gebrechlich und konnte ihre Füße nicht mehr gebrauchen; aber da ihr Häuschen auf dem Damme stand, konnte sie von ihrem Bette aus aufs Eis hinaussehen und die Freude betrachten. Wie es nun gegen den Abend kam, da gewahrte sie, indem sie so auf die See hinaussah, im Westen ein kleines, weißes Wölkchen, das eben über dem fernen Horizont aufstieg. Gleich befiel sie eine große Angst; sie war mit ihrem Manne zur See gewesen und verstand sich auf Wind und Wetter. Sie rechnete nach: In einer kleinen Stunde wird die Flut da sein, dann ein Sturm losbrechen, und alle sind verloren. Da rief und jammerte sie, so laut als sie konnte; aber niemand war in ihrem Hause, und die Nachbarn waren alle auf dem Eise; niemand hörte sie. Immer größer ward unterdes die Wolke und allmählich immer schwärzer; noch einige Minuten, und die Flut mußte da sein, der Sturm losbrechen. Da rafft sie all ihr bißchen Kraft zusammen und kriecht auf Händen und Füßen aus dem Bette zum Ofen; glücklich findet sie noch einen Brand, schleudert ihn ins Stroh ihres Bettes und eilt, so schnell sie kann, hinaus, sich in Sicherheit zu bringen. Das Häuschen stand nun augenblicklich in hellen Flammen, und wie der Feuerschein vom Eise aus gesehen ward, stürzte alles in wilder Hast

dem Strande zu. Schon sprang der Wind auf und fegte den Staub auf dem Eise vor ihnen her; der Himmel ward dunkel; das Eis fing an zu knarren und zu schwanken; der Wind wuchs zum Sturm; und als die letzten den Fuß aufs feste Land setzten, brach die Decke, und die Flut wogte an den Strand. So rettete die arme Frau die ganze Stadt und gab ihr Hab und Gut daran zu deren Heil und Rettung.

Müllenhoff.

80. Das Erkennen

Ein Wanderbursch mit dem Stab in der Hand
Kommt wieder heim aus dem fremden Land.

Sein Haar ist bestäubt, sein Antlitz verbrannt,
Von wem wird der Bursch wohl zuerst erkannt?

So tritt er ins Städtchen durchs alte Tor,
Am Schlagbaum lehnt just der Zöllner davor.

Der Zöllner, der war ihm ein lieber Freund,
Oft hatte der Becher die beiden vereint.

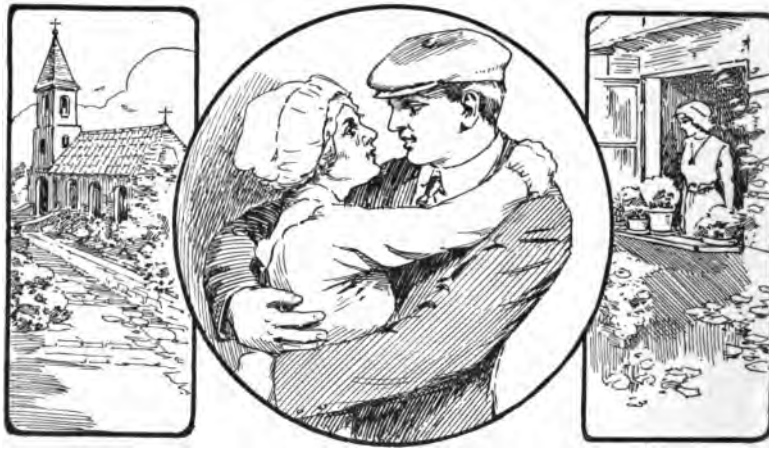
Doch sieh, — Freund Zollmann erkennt ihn nicht,
Zu sehr hat die Sonn' ihm verbrannt das Gesicht.

Und weiter wandert nach kurzem Gruß
Der Bursche und schüttelt den Staub vom Fuß.

Da ſchaut aus dem Haus die Geſpielin fromm:
„Du blühende Jungfrau, viel ſchönen Willkomm!“

Doch ſieh, — auch das Mägdlein erkennt ihn nicht,
Die Sonn' hat zu ſehr ihm verbrannt das Geſicht.

Und weiter geht er die Straß' entlang,
Ein Tränlein hängt ihm an der braunen Wang'.



Da wankt von dem Kirchſteig ſein Mütterchen her:
„Gott grüß Euch!“ — ſo ſpricht er, und ſonſt nichts mehr.

Doch ſieh, — das Mütterchen ſchluchzet voll Luſt:
„Mein Sohn!“ — und ſinkt an des Burſchen Bruſt.

Wie ſehr auch die Sonne ſein Antlitz verbrannt,
Das Mutteraug' hat ihn doch gleich erkannt.

Johann Nepomuk Vogl.

81. Der Bergmann bei der Arbeit

Der Bauer arbeitet oben auf der Erde. Er ackert und mäht. Da sieht er früh die Sonne hinter dem Walde langsam heraufkommen; er hört den munteren Finken und die liederreiche Lerche, er kann sich an den Blumen und dem goldenen Korn freuen und die frische, kräftige Luft einatmen. Und seine Frau und seine Kinder arbeiten und spielen auch bei ihm.

Ganz anders der Bergmann! Tief, tief unten in der Erde, wo nie ein Sonnenstrahl hinkommt, wo keine Blume blüht, wo keine Vögel singen, weit weg von seiner Frau und seinen Kindern muß er die schwarzen Steine, die Kohlen, wegschlagen. Da unten ist es dunkle Nacht, und wenn auch der Bergmann eine Lampe an seine Brust bindet, damit er seine Hacke und die Kohlen sieht, es ist doch nicht hell. Wer immer so tief unten, so verlassen arbeiten muß, wird ernst und schweigsam.

Wie glücklich ist der Bergmann, wenn er am Abend wieder heimkommt in sein Haus. Aber manchmal warten die Kinder umsonst auf ihren Vater, und wenn sie fragen, wo er bleibt, dann sagen die anderen: „Euer Vater kommt nimmer, ein schwerer Stein ist heruntergefallen und hat ihn erschlagen.“ Und die Kinder gehen weinend heim und sagen es der Mutter, die schon das Essen für den Vater gerichtet gehabt hat.

Wenn ihr im Winter Kohlen nachlegt, denkt auch manchmal an den Bergmann und an seine schwere Arbeit, die notwendig ist, daß ihr ein warmes Zimmer bekommt.

August Schörg.

82. Das Märchen vom Schlaraffenland

Hört zu, ich will euch von einem guten Lande sagen, dahin würde mancher auswandern, wenn er wüßte, wo es läge. Diese schöne Gegend heißt Schlaraffenland. Da sind die Häuser gedeckt mit Eierfladen, die Türen und die Wände sind von Lebkuchen und die Balken von Schweinebraten. Was man bei uns für ein Goldstück kauft, kostet dort nur einen Pfennig. Um jedes Haus steht ein Zaun, der ist von Bratwürsten geflochten und von bayrischen Würstchen, die sind teils auf dem Rost gebraten, teils frisch gesotten, je nachdem sie einer so oder so gern ißt. Alle Brunnen sind voll süßer Weine, die rinnen einem nur so in den Mund hinein, wenn man ihn an die Röhren hält. Auf den Birken und Weiden, da wachsen die Wecken frisch gebacken, und unter den Bäumen fließen Milchbäche. In diese fallen die Wecken hinein und weichen sich selbst ein für die, die sie gern einbrocken. Das ist etwas für Weiber und Kinder, für Knechte und Mägde.

Die Fische schwimmen in dem Schlaraffenland oben auf dem Wasser, sind auch schon gebacken oder gesotten und schwimmen ganz nahe am Gestade. Wenn aber einer gar zu faul ist und ein echter Schlaraff, der darf nur bst! bst! rufen, so kommen die Fische auch heraus aufs Land spaziert und hüpfen dem guten Schlaraffen in die Hand, daß er sich nicht zu bücken braucht.

Das könnt ihr glauben, daß die Vögel dort gebraten in

der Luft herumfliegen, Gänse und Enten, Tauben und Hühner. Und wem es zu viel Mühe macht, die Hand danach auszustrecken, dem fliegen sie schnurstracks in den Mund hinein. Die Spanferkel geraten dort alle Jahre überaus trefflich. Sie laufen gebraten umher, und jedes trägt ein Messer im Rücken, damit, wer da will, sich ein frisches, saftiges Stück abschneiden kann.

Die Käse wachsen in dem Schlaraffenland groß und klein wie die Steine. Im Winter, wenn es regnet, so regnet es lauter Honig in süßen Tropfen. Da kann einer lecken und schlecken, daß es eine Lust ist. Und wenn es schneit, so schneit es klaren Zucker. Und wenn es hagelt, so hagelt es Würfelzucker, untermischt mit Feigen, Rosinen und Mandeln.

Im Schlaraffenland kann man das Geld von den Bäumen schütteln wie Kastanien. Jeder mag sich das beste herunterschütteln und das minderwerte liegen lassen. Auch hat es große Wälder, da wachsen im Buschwerk und auf Bäumen die schönsten Kleider: Röcke, Mäntel, Hosen und Wämser von allen Farben, schwarz, grün, gelb, blau oder rot. Und wer ein neues Gewand braucht, der geht in den Wald und wirft es mit einem Stein herunter. In der Heide wachsen schöne Damenkleider von Samt, Atlas, Seide usw. Das Gras besteht aus Bändern von allen Farben. Die Wacholderstöcke tragen Broschen und goldene Nadeln, und ihre Beeren sind nicht schwarz, sondern echte Perlen. An den Tannen hängen Damenuhren und goldene Kettelein. Auf

den Stauden wachsen Stiefel und Schuhe, auch Herren- und Damenhüte und allerlei Kopfputz.

Für die Schlafpelze, die bei uns von ihrer Faulheit arm werden, ist jenes Land vortrefflich. Jede Stunde Schlafens bringt dort einen Gulden und ein jedes Gähnen einen Taler.

Wer nichts kann als schlafen, essen, trinken, tanzen und spielen, der wird zum Grafen ernannt. Der aber, den man als den Faulsten erkennt, der wird König über das ganze Land.

Nun wißt ihr des Schlaraffenlandes Art. Wer also dorthin eine Reise machen will, aber den Weg nicht weiß, der frage einen Blinden. Doch auch ein Stummer ist gut dazu; denn er sagt ihm gewiß keinen falschen Weg. Um das ganze Land herum ist aber eine berghohe Mauer von Reisbrei. Wer hinein will oder heraus, muß sich da erst durchessen.

Nach Ludwig Bechstein.

83. Schwäbische Kunde

Als Kaiser Rotbart lobesam
Zum heil'gen Land gezogen kam,
Da mußt' er mit dem frommen Heer
Durch ein Gebirge wüst und leer.
Daselbst erhob sich große Not:
Viel Steine gab's und wenig Brot,
Und mancher deutscher Reitersmann
Hat dort den Trunk sich abgetan.

Den Pferden war's ſo ſchwach im Magen,
Faſt mußt' der Reiter die Mähre tragen.
Nun war ein Herr aus Schwabenland,
Von hohem Wuchs und ſtarker Hand,
Des Rößlein war ſo krank und ſchwach,
Er zog es nur am Zaume nach,
Er hätt' es nimmer aufgegeben,
Und koſtet's ihn das eigne Leben.
So blieb er bald ein gutes Stück
Hinter dem Heereszug zurück.

Da ſprengten plötzlich in die Quer
Fünfzig türkiſche Reiter daher;
Die huben an, auf ihn zu ſchießen,
Nach ihm zu werfen mit den Spießen.
Der wackre Schwabe forcht ſich nit,
Ging ſeines Weges Schritt vor Schritt,
Ließ ſich den Schild mit Pfeilen ſpicken
Und tät nur ſpöttlich um ſich blicken,
Bis einer, dem die Zeit zu lang,
Auf ihn den krummen Säbel ſchwang.
Da wallt dem Deutſchen auch ſein Blut,
Er trifft des Türken Pferd ſo gut,
Er haut ihm ab mit einem Streich
Die beiden Vorderfüß' zugleich.
Als er das Tier zu Fall gebracht,
Da faßt er erſt ſein Schwert mit Macht,

Er schwingt es auf des Reiters Kopf,
Haut durch bis auf den Sattelknopf,
Haut auch den Sattel noch zu Stücken
Und tief noch in des Pferdes Rücken.
Zur Rechten sieht man wie zur Linken
Einen halben Türken herunterſinken.
Da packt die andern kalter Graus,
Sie flieh'n in alle Welt hinaus,
Und jedem ist's, als würd' ihm mitten
Durch Kopf und Leib hindurchgeschnitten.

Drauf kam des Wegs 'ne Christenschar,
Die auch zurückgeblieben war.
Die sahen nun mit gutem Bedacht,
Was Arbeit unser Held gemacht.
Von denen hat's der Kaiser vernommen,
Der ließ den Schwaben vor sich kommen.
Er sprach: „Sag an, mein Ritter wert,
Wer hat dich solchen Streich gelehrt?"
Der Held bedacht' sich nicht zu lang:
„Die Streiche sind bei uns im Schwang,
Sie sind bekannt im ganzen Reiche —
Mann nennt sie halt nur Schwabenstreiche."

Ludwig Uhland.

84. Das Gewitter

Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
In dumpfer Stube beisammen sind;
Es spielet das Kind, die Mutter sich schmückt,
Großmutter spinnet, Urahne gebückt,
Sitzt hinter dem Ofen im Pfühl. —
Wie wehen die Lüfte so schwül!

Das Kind spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Wie will ich spielen im grünen Hag,
Wie will ich springen durch Tal und Höh'n,
Wie will ich pflücken viel Blumen schön;
Dem Anger, dem bin ich hold!" —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Die Mutter spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Da halten wir alle fröhlich Gelag,
Ich selber, ich rüste mein Feierkleid;
Das Leben, es hat auch Lust nach Leid,
Dann scheint die Sonne wie Gold!" —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Großmutter spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Großmutter hat keinen Feiertag;
Sie kochet das Mahl, sie spinnet das Kleid,
Das Leben ist Sorg' und viel Arbeit;
Wohl dem, der tat, was er sollt'!" —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Urahne spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Am liebsten morgen ich sterben mag:
Ich kann nicht singen und scherzen mehr,
Ich kann nicht sorgen und schaffen schwer,
Was tu' ich noch auf der Welt?" —
Seht ihr, wie der Blitz dort fällt?

Sie hören's nicht, sie sehen's nicht,
Es flammt die Stube wie lauter Licht!
Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
Vom Strahl miteinander getroffen sind.
Vier Leben endet ein Schlag —
Und morgen ist's Feiertag.

Gustav Schwab.

85. Die Auswanderer

Ich kann den Blick nicht von euch wenden,
Ich muß euch anschaun immerdar;
Wie reicht ihr mit geschäftigen Händen
Dem Schiffer eure Habe dar!

O, sprecht! warum zogt ihr von dannen?
Das Neckartal hat Wein und Korn,
Der Schwarzwald steht voll finstrer Tannen,
Im Spessart klingt des Älplers Horn!

Wie wird es in den fremden Wäldern
Euch nach der Heimatberge Grün,
Nach Deutschlands gelben Weizenfeldern,
Nach seinen Rebenhügeln ziehn!

Wie wird das Bild der alten Tage
Durch eure Träume glänzend wehn!
Gleich einer stillen, frommen Sage
Wird es euch vor der Seele stehn.

Der Bootsmann winkt. Zieht hin in Frieden;
Gott schütz' euch, Mann und Weib und Greis!
Sei Freude eurer Brust beschieden,
Und euren Feldern Reis und Mais!

FERDINAND FREILIGRATH.

86. Das Ei des Kolumbus

Bei einem Feste, welches ein vornehmer Spanier dem Admiral Kolumbus zu Ehren veranstaltete, hielt er ihm eine große Lobrede wegen der von ihm gemachten Entdeckung. Die anwesenden Herren nahmen es übel auf, daß einem Ausländer so große Auszeichnung erwiesen wurde. „Mich dünkt," hub einer an, „der Weg nach der sogenannten neuen Welt war nicht so schwer zu finden, der Ozean stand überall offen, und kein spanischer Seefahrer würde den Weg verfehlt haben." Mit spöttischem Gelächter gab die Gesellschaft ihren Beifall zu erkennen, und mehrere Stimmen riefen: „O, das hätte ein jeder von uns gekonnt!" —

„Ich bin weit entfernt," entgegnete Kolumbus, „mir etwas als Ruhm anzumaßen, was ich nur einer gnädigen Fügung des Himmels zuschreiben darf; indessen kommt es doch bei vielen

Dingen in der Welt oft nur darauf an, daß sie ein anderer uns vormacht. Dürfte ich," fuhr er fort, „Sie wohl ersuchen, dieses Ei so auf die Spitze zu stellen, daß es nicht umfällt?" Der Herr versuchte vergeblich, das Ei zum Stehen zu bringen. Der Nachbar bat es sich aus, es gelang ihm ebensowenig. Nun versuchten es die anderen, allein weder mit Eifer noch mit Ruhe war es möglich, das Kunststück auszuführen. „Es ist unmöglich!" riefen alle.

„Und doch," sagte Kolumbus, „werden die Herren sogleich sagen, das kann ein jeder von uns auch!" Jetzt nahm er das Ei und setzte es mit einem leichten Schlage auf den Tisch, so daß es auf der eingedrückten Schale feststand.

„Ja! das kann ein jeder von uns!" riefen die Herren.

Seitdem erinnert man oft an das Ei des Kolumbus, wenn eine glückliche Erfindung gemacht wurde, zu welcher ein jeder sich klug genug dünkt.

Nach Friedrich Förster.

87. Der Geiger in der Wolfsgrube

Vor nicht so gar langer Zeit gab es auch noch in den Wäldern viele Wölfe, und mancher Bauer weiß noch die Geschichte von jenem Geiger in der Wolfsgrube so gut, als wäre sie gestern geschehen, obgleich sie ihm schon sein Großvater erzählt hat. Es ging nämlich einmal ein Geigersmann von einer Kirchweih nach Hause, auf welcher er den Leuten bis tief in die Nacht aufgegeigt

hatte. Das Männlein ging ohnehin nicht gern auf dem geraden Wege und kam daher auch in dem dichten Walde, durch den es mußte, bald so weit zur Seite ab, daß es am Ende in eine Grube fiel, welche der Jäger zum Wolfsfange gegraben hatte. Der Schreck war schon groß genug für den Geiger, da er so ohne weiteres von der ebenen Erde hinunter in die Tiefe fuhr, wurde aber noch größer, da er unten auf etwas Lebendiges fiel, das wild aufsprang, und da er merkte, daß es ein Wolf sei, der ihn mit glühenden Augen ansah. Der Mann hatte nichts in der Hand als seine Geige, und in der Angst fängt er an, vor dem geöffneten Wolfsrachen alle seine Stücklein aufzugeigen, die ihm aber diesmal selber gar nicht lustig vorkamen. Dem Wolf mußte aber diese Musik ganz besonders schön und rührend vorkommen; denn das dumme Vieh fing an überlaut zu heulen, was wohl, wie bei unsern musikalischen Hunden, wenn sie Sang und Klang hören, gesungen heißen sollte. Die andern Wölfe draußen im Walde stimmten auch mit ein, und ihr Geheul kam manchmal so nahe, daß das Geigerlein jeden Augenblick fürchten mußte, es käme noch ein anderer, auch wohl noch ein dritter und vierter Gast zu seinem bißchen Fleisch in die Grube herein. Unser Kapellmeister in der Wüste guckte indes einmal übers andere in die Höhe, ob's noch nicht Tag werden wollte; denn das Geigen war ihm sein Lebtag noch nicht so lang geworden und so ganz sauer und niederträchtig vorgekommen, als da vor dem Wolfe. Er hätte lieber Holz dafür hacken wollen zwanzig Jahre lang alle

Wochentage. Ehe aber der Morgen kam, waren schon zwei Saiten gerissen, und als es Tag wurde, riß die dritte, und der Geiger spielte nun bloß noch auf der vierten und letzten, und wäre die auch noch gerissen, so hätte ihm der Wolf keine Zeit mehr gelassen zum Wiederaufziehen, sondern hätte ihn dabei aufgefressen.

Da kam zum Glück der Jäger, der den Wolf schon von weitem singen, den Geiger aber in der Nähe geigen hörte. Dieser zog den Kapellmeister gerade noch zur rechten Zeit von dem hungrigen Wolf heraus und erlegte dann diesen. Der Kapellmeister ging aber ganz still seines Weges und nahm sich vor, künftig lieber am Tage und auf geradem Wege nach Hause zu gehen. Das Geigen im Wirtshaus war ihm auch so ganz entleidet, daß er zu seinen Kameraden sagte, er wollte sich lieber mit der Nähnadel (denn er war ein Schneider) sein tägliches Brot ergeigen, und wenn er einmal eins auf Saiten aufspielen wollte, so täte er's lieber in der Kirche, als im Wirtshaus; denn von dort sei ein geraderer und sicherer Weg nach Hause, sei auch nicht so weit dahin, als vom Wirtshaus.

Schubart.

88. Die Rache

Der Knecht hat erstochen den edeln Herrn,
Der Knecht wär selber ein Ritter gern.

Er hat ihn erstochen im dunkeln Hain
Und den Leib versenkt in den tiefen Rhein.

Hat angeleget die Rüstung blank,
Auf des Herrn Roß sich geschwungen frank.

Und als er sprengen will über die Brück',
Da stutzet das Roß und bäumt sich zurück.

Und als er die güldnen Sporen ihm gab,
Da schleudert's ihn wild in den Strom hinab.

Mit Arm, mit Fuß er rudert und ringt,
Der schwere Panzer ihn niederzwingt.

Ludwig Uhland.

89. Der Radfahrer

Hui, was fliegt da die Straße entlang? Ich sehe zwei Räder, die sich schnell drehen. Obendrauf sitzt ein Mensch, und seine Beine heben und senken sich, als träte er eine Nähmaschine. Lustig ist's, so dahinzusausen auf der ebenen Straße. Das steht auf des Radfahrers Gesicht geschrieben. Sieh, wie gewandt er sich mit dem schmalen Rade zwischen zwei Wagen hindurchschlängelt, nirgends anstößt, höflich den Fußgängern ausweicht! Das ist einer, der das Fahren auf dem Zweirade gut versteht. Auch vorsichtig ist er. Immer hat er die Hand an dem Glöckchen, und wenn jemand seinen Weg kreuzt, so klingelt er. Er warnt uns. Er fürchtet, jemand zu verletzen oder gar zu überfahren. Ja, nun wird das Menschengedränge zu dicht. Der Radfahrer muß absteigen und führt sein Zweirad mit der Hand neben sich her. Er lacht dabei und denkt: Muß ich dich auch füh-

ren, mein liebes Zweirad, so brauche ich dich doch nicht zu füttern, wie der Kutscher dort auf dem Platze seine Pferde füttert. Jetzt ist Raum geworden. Schnell schwingt sich der Radfahrer wieder auf sein Rad, ergreift die Lenkstange und rollt schnell dahin. Es geht weich und sanft.

Die Räder sind mit einem Gummischlauch eingefaßt. Im Schlauch ist Luft. Nein, ich freue mich, daß ich kein Fußgänger bin, denkt der Radfahrer. P—ff! macht es plötzlich. O weh, o weh! was ist geschehen? Der Gummischlauch ist geplatzt, die Luft ist aus dem Schlauch entwichen. Das kommt von der alten Glasscherbe her, die auf dem Fahrwege liegt. Die Scherbe hat den Schlauch zerschnitten. Armer Radfahrer, was machst du jetzt? Wieder ist er abgestiegen, wieder führt er sein stählernes Pferd am Zügel. Aber das Pferd ist jetzt krank, und der Radfahrer macht ein langes Gesicht. Er wollte so schnell zum nächsten Dorfe radeln. Nun muß er sich einen ruhigen Platz suchen und sein Zweirad flicken. „Siehst du," sagt der Fußgänger, „jetzt lachst du mich nicht mehr aus. Jetzt lauf ich an dir vorbei."

90. Ein schöner Weihnachtsabend

Es war dunkel geworden. Die Uhr im Hause des Arztes schlug sechs und die Kinder fingen an, ungeduldig zu werden. „Mütterchen, kommt denn nicht endlich das Christkind?" fragte der kleine dicke Hans. „Nein, mein Junge, noch nicht," antwortete die Mutter, „du weißt, daß der Vater

erst heimkommen muß; aber ich bleibe jetzt bei euch und helfe euch warten."

Das war ein Trost. Sie setzte sich zu den Kindern auf das Ofenbänkchen und nahm Eva, das jüngste, das schon müde mit den Augen blinzelte, auf den Schoß. „Wo bleibt denn der Vater so lange?" fragte Käthe, das älteste der Kinder. „Er ist im nahen Dorfe bei der kranken Frau Werner," erwiderte die Mutter, „der der Mann im Sommer gestorben ist." — „Ach, dort," rief Käthe, „wo das ganz, ganz kleine Kind ist und wohin du mich einmal mit Suppe schicktest!" — „Ja, dort, und heute wird wohl die Kranke sterben müssen, und dann hat das kleine Kind keinen Vater und keine Mutter mehr." — „Das arme Kind!" sagten Hans und Käthchen mitleidig. „Das arme Kind!" wiederholte Evchen, die den Großen immer gleich alles nachsprach.

Da wurde die Haustür geöffnet und gleich darauf stampfte jemand den Schnee von den Füßen. „Der Vater, der Vater!" jubelten die Kinder und wollten ihm entgegeneilen, aber die Mutter hielt sie zurück. „Ihr bleibt hier, bis ich euch rufe, ich habe noch mit dem Vater zu sprechen," sagte sie.

Warten ist nicht leicht, besonders am Weihnachtsabend, aber unsere Kleinen waren an Gehorsam gewöhnt und setzten sich ruhig wieder auf das Ofenbänkchen. Die Eltern sprachen im Nebenzimmer leise, es wurde eifrig hin- und hergegangen, eine Nuß fiel herab und rollte ein

Stück auf den Fußboden hin. Die Kinder hielten es fast gar nicht mehr aus vor Erwartung. Da endlich ertönte die Klingel, und die Tür ging auf.

Das war eine Pracht! — Mitten im Zimmer stand ein großer Tannenbaum mit vielen, vielen Lichtern, goldenen Sternen, Äpfeln, Nüssen und allerhand Zuckerwerk. Und darunter lagen gar liebliche Dinge: ein Anzug mit blanken Knöpfen für Hans, himmelblaue Kleidchen für die Mädchen und dazu Zuckerwerk, Bilderbücher und mancherlei schöne Spielsachen. O, das war ein Jubel! Die Kinder sprangen in der Stube umher und klatschten vor Freude in die Hände. Und doch sollte das Schönste erst noch kommen. Was war nur in dem verdeckten Korbe, den die Mutter soeben ins Zimmer trug und den sie gerade unter den brennenden Baum stellte? Die Geschwister traten neugierig herzu und der Vater sprach: „Liebe Kinder, der Weihnachtsmann hat uns allen heute auch noch ein besonderes Geschenk gebracht; seht her!“ — und dabei zog er leise das weiße Tüchlein von dem Korbe und die erstaunten Kleinen erblickten in schneeweißen Kissen ein allerliebstes schlafendes Kindlein. „Das soll fortan euer Schwesterchen sein,“ sagte die Mutter mit sanfter Stimme. „Die kranke Frau Werner ist gestorben, und weil das arme kleine Mädchen nun so ganz allein in der Welt war, hat es der Vater mitgebracht. Wollt ihr es lieb haben?“

O, wie gerne wollten sie! Am liebsten hätten sie es gleich alle drei geherzt und geküßt; aber das erlaubte die

Mutter nicht, weil es dabei erwacht wäre; nur ganz leise durften sie ihm die kleinen Händchen küssen.

Das war ein schöner Weihnachtsabend!

A. Hofmann.

91. Liebe eines Storches zu seinen Jungen

Auf dem Strohdach eines alten Bauernhofes sah man stets in den ersten Tagen des Frühjahrs ein Storchenpaar. Die Störche standen da und klapperten, und die Kinder des Dorfes sangen:

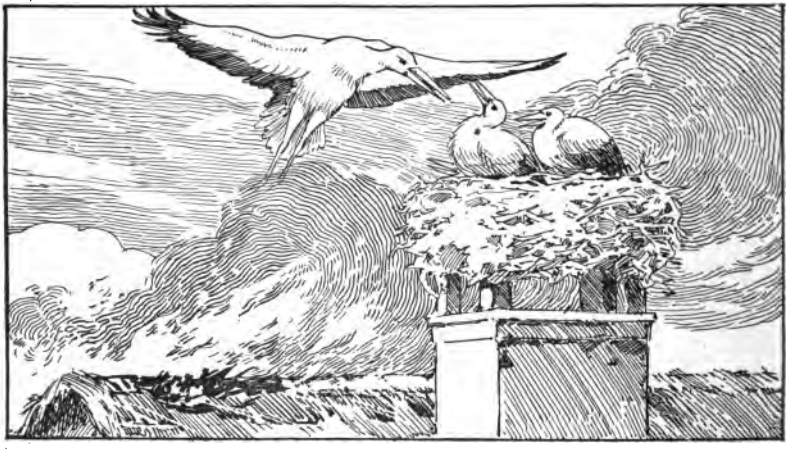
Hurra, hurra, hurra,
Der Storch ist wieder da!

Bald sah man in dem Neste drei junge Störchlein sitzen. Einmal, an einem schwülen Sommertag, war fast das ganze Dorf auf dem Felde, um Getreide zu mähen. Da schallte plötzlich vom hohen Kirchturm herab der dumpfe Ton der Sturmglocke. Feuer! Feuer! ertönte es bald überall, und man sah die Dorfbewohner durch die Gassen rennen. Ach, das alte Haus mit dem Storchennest stand in hellen Flammen. Und die Leute hatten doch geglaubt, es sei vor allem Unglück bewahrt, weil Störche darauf nisteten.

Schon stürzen Balken ein, und kaum rettet man das Eigentum der Bewohner. Auf einmal sieht man einen Storch von der Wiese herüberfliegen. Es ist die Mutter der Kleinen, die in ihrem Neste schon von Feuersglut und Rauchwolken umgeben sind. Mehrere Male kreist sie ängstlich um Rauch und Flam-

men. Endlich dringt sie hindurch, und bald darauf erscheint sie, ein Junges im Schnabel, und legt es am Fuß eines Baumes nieder.

Dann erhebt sie sich wieder, dringt von neuem in die Glut und kommt abermals zurück, ihr zweites Kindlein im Schnabel.



Aber ihr Gefieder ist von der Flamme versengt. Rasch legt sie das gerettete Störchlein zu dem ersten und bahnt sich zum dritten Male den Weg durch Rauch und Feuer. Vergebens erwartet man sie dieses Mal zurück. Sie hatte neben dem letzten ihrer Jungen den Tod gefunden.

Ein mitleidiger Bauer nahm sich der beiden geretteten Störchlein an und fütterte sie auf. Noch lange nachher sah man die beiden Vögel auf dem Hofe des Bauern zwischen dem Federvieh klappernd einherschreiten.

Wilhelm Stern.

92. Waldlilie im Schnee

Droben im Bergwald lebt Bertold, der Holzer, mit seinem Weib und einer Schar von Kindern in der Almhütte. Die Leutchen führen ein kümmerliches Leben; denn das Holzen wirft viel zu wenig ab für eine Stube voll von Kindern. So ist Bertold ein Wilderer geworden und schießt die Rehe nieder, die ihm des Weges kommen.

Ein trüber Wintertag ist es gewesen. Die Fensterchen sind mit Moos vermauert; draußen fallen frische Flocken auf alten Schnee. Bertold wartet bei den Kindern und der kranken Frau nur noch auf die Heimkehr des ältesten Mädchens, der Lili oder Waldlilie, wie die Eltern das milde, weiße Töchterchen nennen. Sie war hinübergegangen zu einem Nachbarn, Milch zu erbetteln; denn die Ziegen im Hause sind geschlachtet und verzehrt. Und kommt die Lili nur erst zurück, so will der Bertold mit dem Stutzen in den Wald hinauf. Bei solchem Wetter sind die Rehe nicht weit zu suchen.

Aber es wird dunkel und die Lili kehrt nicht zurück. Der Schneefall wird dichter und schwerer; die Nacht bricht herein und Lili kommt nicht. Die Kinder schreien schon nach der Milch und die Mutter richtet sich auf in ihrem Bette. „Lili!“ ruft sie, „Kind, wo läufst du herum im stockfinstern Wald? Geh heim!“ Wie kann die schwache Stimme der Kranken durch den Schneesturm das Ohr der Irrenden erreichen? Je finsterer und stürmischer die Nacht

wird, desto höher steigt in Bertold die Angst um seine Waldlilie. Es ist ein schwaches zwölfjähriges Mädchen; es kennt zwar die Wege, aber die verdeckt der Schnee, den Abgrund die Finsternis.

Endlich verläßt der Mann das Haus, um sein Kind zu suchen. Stundenlang irrt und ruft er in der Wildnis; der Wind bläst ihm Augen und Mund voll Schnee; seine ganze Kraft muß er anstrengen, um wieder zurück zur Hütte gelangen zu können. Und nun vergehen zwei Tage; der Schneefall hält an; die Hütte des Bertold wird fast verschneit. Sie trösten sich, die Lili werde wohl bei dem Klausner sein. Diese Hoffnung wird zunichte, als der Bertold nach einem stundenlangen Ringen im verschneiten Gelände die Klause zu erreichen vermag. Lili sei vor drei Tagen wohl bei dem Klausner gewesen und habe sich beizeiten mit dem Milchtopf auf den Heimweg gemacht.

„So liegt meine Waldlilie im Schnee begraben," sagt der Bertold. Dann geht er zu anderen Holzern und bittet, wie diesen Mann noch kein Mensch hat bitten sehen, daß man komme und ihm das tote Kind suchen helfe. Am Abende desselben Tages haben sie die Waldlilie gefunden.

Abseits in einer Waldschlucht, im finsteren Dickichte junger Fichten, durch das keine Schneeflocke zu dringen vermag, auf dürren Fichtennadeln des Bodens inmitten einer Rehfamilie von sechs Köpfen ist die liebliche, blasse Waldlilie gesessen.

Das Kind hatte sich auf dem Rückweg in die Waldschlucht

verirrt. Weil es die Schneemassen nicht mehr überwinden konnte, verkroch es sich zur Rast unter das trockene Dickicht. Da ist es aber nicht lange allein geblieben. Als ihm die Augen zu sinken begannen, kommt ein Rudel Rehe bei ihm zusammen, alte und junge. Und sie schnuppern an dem Mädchen, und sie blicken es mit milden Augen

völlig verständig und mitleidig an. Sie fürchten sich gar nicht vor diesem Menschenkinde. Sie bleiben und lassen sich nieder und benagen die Bäumchen und belecken einander und sind ganz zahm. Das Dickicht ist ihr Winterheim.

Am andern Tage hat der Schnee alles eingehüllt. Waldlilie in der Finsternis labt sich an der Milch, die sie den Ihren hat bringen wollen, und schmiegt sich an die guten Tiere, auf daß sie im Froste nicht ganz erstarre.

So vergehen die bösen Stunden des Verlorenseins. Und da sich die Waldlilie schon hingelegt hat zum Sterben und in ihrer Einfalt die Tiere gebeten, daß sie getreulich bei ihr bleiben möchten in der letzten Stunde, da fangen die Rehe plötzlich ganz seltsam zu schnuppern an. Sie heben ihre Köpfe und spitzen die Ohren, und in wilden Sätzen durchbrechen sie das Dickicht und laufen mit gellendem Pfeifen davon.

Jetzt arbeiten sich die Männer durch Schnee und Gesträuch herein und sehen mit lautem Jubel das Mädchen. Wie der Bertold gehört hat, die Tiere des Waldes hätten sein Kind gerettet, daß es nicht erfroren, da schreit er wie närrisch: „Nimmermehr, mein Lebtag nimmermehr!“ Und sein Gewehr, mit dem er seit manchem Jahre die Tiere des Waldes getötet, hat er an einem Stein zerschmettert.

Peter Rosegger.

93. Der Brand des Iroquois-Theaters in Chicago

(30. Dezember 1903)

Geschildert von einem Geretteten

Ein fürchterliches Unglück war der Brand des Iroquois-Theaters in Chicago am 30. Dezember 1903. 675 Menschen kamen dabei um. Die Vorstellung fand des Nachmittags statt und fiel in die Ferienwoche zwischen Weihnachten und Neujahr. Es waren daher meist Frauen und Kinder im Theater. Sie bildeten die große Mehrzahl der Umgekommenen. Das Bitterste

an dem entsetzlichen Unglück war die Tatsache, daß es hätte vermieden werden können. Wäre der feuerfeste Vorhang nicht in halber Höhe stecken geblieben, wären die Löschapparate in Ordnung gewesen, wären die Türen schnell geöffnet worden — dann wäre das Unglück nicht ins Riesenhafte gestiegen.

Eine segensreiche Folge jenes Brandes ist jedoch in allen Ländern zu verzeichnen. Man ist in der Überwachung der Theater viel strenger geworden, und daher wird ein ähnliches Unglück wohl so bald nicht wieder vorkommen.

Doch nun zur Schilderung jenes entsetzlichen Brandes, so wie ich ihn miterlebte. Ich wohnte damals in Milwaukee und war zu jener Vorstellung nach Chicago gereist. Meine Frau konnte aus irgend einem Grunde nicht mitgehen. Dafür bin ich hinterher von Herzen dankbar gewesen. Mein Sitz war A–9, ein Eckſitz in der vordersten Reihe links. Nur etwa zehn Fuß war ich von der Stelle entfernt, wo später das Feuer ausbrach. Die Zuschauer waren in Gruppen von sechs, acht oder mehr gekommen; jeder Sitz war besetzt, und viele standen noch hinter den Sitzreihen. Im Stück, das gespielt ward (Blaubart), traten mehr als 100 Personen als Darsteller auf. Der erste Akt war um 3 Uhr vorüber. Während der Pause begab ich mich in die prächtige Vorhalle[1] des ganz neuen Theaters. Hier bewunderte ich die Schönheit der Stätte, die eine halbe Stunde später mit so vielen Leichen gefüllt sein sollte.

1. **begab ich mich in die prächtige Vorhalle,** I went into the beautiful lobby.

Um 3 Uhr 10 Minuten begann der zweite Akt. Harry Gilfoil sang ein lustiges Lied, und die Zuhörer lachten und waren vergnügt. Die Bühne wurde dann dunkel und die Szene änderte sich. Ein Doppel-Oktett trat auf und sang das Lied: "In the Pale Moonlight," als ich plötzlich einen scharfen Knall[1] hörte. Der kam wohl von einer Explosion. Er war nicht laut. Außer den in den vordersten Reihen Sitzenden hat ihn niemand gehört.

Mir schien es sogleich, als ob das Geräusch nicht zum Stück gehörte. Als ich nach jener Stelle hinblickte, sah ich mehrere Funken fallen. Ein Herr in der ersten Reihe griff schnell nach seinem Hut und ging hinaus. Ich stand im Begriff,[2] das Gleiche zu tun. Ich hatte mich schon halb erhoben. Aber ich fürchtete, hierdurch eine Panik hervorzurufen und blieb daher sitzen. Ich kann nicht sagen, ob meine Nachbarn die Funken sahen. Diese fielen dichter und dichter und machten auch schon ein Geräusch, irgend jemand hinter der Bühne versuchte, die Flammen zu löschen. Es sah auch aus, als ob ihm das gelingen würde. Es waren aufregende Augenblicke für mich. Trotzdem[3] das Feuer um sich griff, blieb ich auf meinem Platz. Ich war dankbar, daß meine Frau nicht bei mir war. Dann sah ich nach oben nach dem eisernen Vorhang. Ich erwartete, daß er fallen würde. Er fiel aber nicht. Ein Gemurmel hinter mir belehrte mich, daß die Zuschauer jetzt auf die Gefahr aufmerksam geworden waren.

1. **einen scharfen Knall**, a sharp report.
2. **Ich stand im Begriff**, I was about to —.
3. **Trotzdem**, in spite of the fact that.

Eddie Foy, ein bekannter Komiker, trat von der linken Seite auf die Bühne. Er ersuchte die Leute, sitzen zu bleiben und rief: "Sit down! Be quiet! It will be all right!"

Da schoß plötzlich eine große Flamme quer über die Bühne. Jetzt wußte ich, daß große Gefahr vorhanden war. Als die Flamme sichtbar wurde, rief jemand auf der Galerie laut: „Feuer! Feuer!" Jetzt brach ein lautes Getöse aus. Alles versuchte, die Ausgänge zu erreichen. Nun wußte ich, daß auch für mich die Zeit gekommen war, mich in Sicherheit zu bringen. Ich hatte damit auch keine Schwierigkeit, bis ich in den sogenannten "Dress-circle" kam. Hier wurde ich ins Gedränge gezwängt. Die wilde, erregte Menge trug mich weiter. Zum Glück bewahrte ich meine Geistesgegenwart. Ich hielt mich fest auf den Beinen. Hut und Gummischuhe hatte ich zurückgelassen. Meinen Überrock hielt ich fest an meinen Körper. Ich wußte, wenn ich zu Falle käme, wäre ich verloren.

Als ich in den "Dress-circle" kam, fühlte ich meinen Rücken warm werden. Ich schaute zurück, und sah eine riesige Flamme in den Zuschauerraum schießen. Die Stelle, wo ich vor einigen Sekunden gesessen hatte, war ein Feuermeer! Bald brannten die Sitze unten, auf dem Balkon und auf der Galerie. Nun war ich davon überzeugt, daß die große Mehrzahl im Hause verloren war. Inzwischen waren auch die Lichter ausgegangen. Eine schauerliche Katastrophe vollzog sich! Zu Hunderten sind die armen Opfer verbrannt, erstickt, zu Tode getrampelt worden.

In Haufen lagen die Leichen, zertreten, in Stücke gerissen, verstümmelt. Man kann es sich nicht ausmalen, keine Feder kann es beschreiben, was sich in jenen Minuten hier abspielte!

Ich gelangte in die Vorhalle. Da war das Gedränge fürchterlich. Während voller 5 Minuten wurde ich durch diesen Raum geschoben, gestoßen, getragen von Verzweifelten und Wahnsinnigen. Ich war in Gefahr, niedergerissen zu werden und mit unterzugehen. Durch Anstrengung aller meiner Kräfte gelang es mir endlich, an den Ausgang zu kommen. Da sah ich gerade vor der Tür eine Dame an die Wand gedrängt. Sie war beinahe ohnmächtig und im Begriff, zu fallen. Da drängte ich mich mit aller Macht nach rückwärts, riß die Frau aus ihrer schrecklichen Lage und schob sie vor mir hinaus. Im nächsten Augenblicke erreichte ich das Freie, mehr fallend als gehend.

Draußen hatte sich eine riesige Menge von Menschen angesammelt. Die Feuerwehr war schon da. Wie betäubt bahnte ich mir einen Weg durch die Menge. Ich ging zum nahen Union-Hotel, von wo ich meiner Frau eine Depesche sandte, mit der Nachricht von dem Brande und meiner Rettung. Nachdem ich mir einen neuen Hut gekauft hatte, stand ich volle zwei Stunden in dem Gedränge vor dem Theater. Ich war in einem Zustand der Betäubung. Wie durch eine höhere Macht war ich an den Ort des gräßlichen Unglücks festgebannt.[1] Auf einmal löste sich meine Erstarrung in einen Weinkrampf auf. In Strömen

1. **an den Ort festgebannt**, rooted to the spot.

flossen meine Tränen. Und das war meine Rettung. Meine Seele weinte sich aus als Rückwirkung des Entsetzlichen, was ich durchlebt hatte. Die Tränen waren auch ein Schutz gegen eine ernstliche Krankheit, die sonst sicherlich über mich gekommen wäre. Und sie flossen als Dank für mein Leben, das mir zum zweiten Male geschenkt worden war. Nach Wilhelm Boeppler.

94. Dornröschen

Vor Zeiten war ein König und eine Königin, die sprachen jeden Tag: „Ach, wenn wir doch ein Kind hätten!“ und kriegten immer keins. Da trug sich's zu, als die Königin einmal im Bade saß, daß ein Frosch aus dem Wasser ans Land kroch und zu ihr sprach: „Dein Wunsch wird erfüllt werden; ehe ein Jahr vergeht, wirst du eine Tochter haben.“ Was der Frosch gesagt hatte, das geschah; die Königin bekam ein Mädchen, das war so schön, daß der König vor Freude sich nicht zu fassen wußte und ein großes Fest anstellte. Er lud nicht bloß seine Verwandten, Freunde und Bekannten, sondern auch die weisen Frauen dazu ein, damit sie dem Kind hold und gewogen wären.[1] Es waren ihrer dreizehn in seinem Reiche; weil er aber nur zwölf goldene Teller hatte, von welchen sie essen sollten, so mußte eine von ihnen daheim bleiben. Das Fest ward[2] mit aller Pracht gefeiert, und als es zu Ende war, beschenkten die

1. **damit sie dem Kind hold und gewogen wären**, so that they should become kind and attached to the child.
2. **ward**, old form for *wurde*.

weisen Frauen das Kind mit ihren Wundergaben, die eine mit Tugend, die andere mit Schönheit, die dritte mit Reichtum und so mit allem, was auf der Welt zu wünschen ist. Als elf ihre Sprüche eben getan hatten, trat plötzlich die dreizehnte herein. Sie wollte sich dafür rächen, daß sie nicht eingeladen worden war, und ohne jemand zu grüßen oder nur anzusehen, rief sie mit lauter Stimme: „Die Königstochter soll sich in ihrem fünfzehnten Jahr an einer Spindel stechen und tot hinfallen." Und ohne ein Wort weiter zu sprechen, kehrte sie sich um und verließ den Saal. Alle waren erschrocken; da trat die zwölfte hervor, die ihren Wunsch noch übrig hatte, und weil sie den bösen Spruch nicht aufheben, sondern ihn nur mildern konnte, so sagte sie: „Es soll aber kein Tod sein, sondern ein hundertjähriger tiefer Schlaf, in welchen die Königstochter fällt."

Der König, der sein liebes Kind vor dem Unglück gern bewahren wollte, ließ den Befehl ausgehen, daß alle Spindeln im ganzen Königreiche sollten verbrannt werden. An dem Mädchen aber wurden die Gaben der weisen Frauen sämtlich erfüllt; denn es war so schön, sittsam, freundlich und verständig, daß es jedermann lieb haben mußte. Es geschah, daß an dem Tage, wo es gerade fünfzehn Jahre alt ward, der König und die Königin nicht zu Hause waren und das Mädchen ganz allein im Schloß zurückblieb. Da ging es allerorten herum, besah Stuben und Kammern, wie es Lust hatte, und kam endlich auch an einen alten Turm. Es stieg die enge Wendeltreppe hinauf und gelangte zu

einer kleinen Türe. In dem Schloß steckte ein verrosteter Schlüssel, und als es den umdrehte, sprang die Türe auf, und da saß in einem kleinen Stübchen eine alte Frau mit einer Spindel und spann emsig ihren Flachs. „Guten Tag, du altes Mütterchen!“ sprach die Königstochter, „was machst du da?“ — „Ich spinne,“ sagte die Alte und nickte

mit dem Kopf. „Was ist das für ein Ding, das so lustig herumspringt?“ sprach das Mädchen, nahm die Spindel und wollte auch spinnen. Kaum hatte sie aber die Spindel angerührt, so ging der Zauberspruch in Erfüllung, und sie stach sich damit in den Finger.

In dem Augenblick aber, wo sie den Stich empfand,[1] fiel sie auf das Bett nieder, das da stand, und lag in einem tiefen Schlaf. Und dieser Schlaf verbreitete sich über das

1. **wo sie den Stich empfand**, when she felt the prick.

ganze Schloß; der König und die Königin, die eben heimgekommen und in den Saal getreten waren, fingen an einzuschlafen und der ganze Hofstaat mit ihnen. Da schliefen auch die Pferde im Stall, die Hunde im Hofe, die Tauben auf dem Dache, die Fliegen an der Wand; ja, das Feuer, das auf dem Herde flackerte, ward still und schlief ein, und der Braten hörte auf zu brutzeln und der Koch, der den Küchenjungen, weil er etwas versehen hatte, an den Haaren ziehen wollte, ließ ihn los und schlief. Und der Wind legte sich, und auf den Bäumen vor dem Schloß regte sich kein Blättchen mehr.

Ringsum das Schloß aber begann eine Dornenhecke zu wachsen, die jedes Jahr höher ward und endlich das ganze Schloß umzog[1] und darüber hinauswuchs, daß gar nichts mehr zu sehen war, selbst nicht die Fahne auf dem Dache. Es ging aber die Sage in dem Land von dem schönen schlafenden Dornröschen, denn so ward die Königstochter genannt, also daß von Zeit zu Zeit Königssöhne kamen und durch die Hecke in das Schloß dringen wollten. Es war ihnen aber nicht möglich; denn die Dornen hielten fest zusammen, als hätten sie Hände, und die Jünglinge blieben darin hängen, konnten sich nicht wieder losmachen und starben eines jämmerlichen Todes. Nach langen, langen Jahren kam wieder einmal ein Königssohn in das Land und hörte, wie ein alter Mann von der Dornenhecke erzählte, es sollte ein Schloß dahinter stehen, in welchem

1. **das ganze Schloß umzog**, covered the entire palace.

eine wunderschöne Königstochter, Dornröschen genannt, schon seit hundert Jahren schliefe und mit ihr schliefe der König und die Königin und der ganze Hofstaat. Er wußte auch von seinem Großvater, daß schon viele Königssöhne gekommen wären und versucht hätten, durch die Dornenhecke zu dringen, aber sie wären darin hängen geblieben und eines traurigen Todes gestorben.[1] Da sprach der Jüngling: „Ich fürchte mich nicht, ich will hinaus und das schöne Dornröschen sehen.“ Der gute Alte mochte ihm abraten, wie er wollte, er hörte nicht auf seine Worte.

Nun waren aber gerade die hundert Jahre verflossen, und der Tag war gekommen, wo Dornröschen wieder erwachen sollte. Als der Königssohn sich der Dornenhecke näherte, waren es lauter schöne große Blumen, die taten sich von selbst auseinander und ließen ihn unbeschädigt hindurch, und hinter ihm taten sie sich wieder als eine Hecke zusammen. Im Schloßhofe sah er die Pferde und Jagdhunde liegen und schlafen, auf dem Dache saßen die Tauben und hatten das Köpfchen unter den Flügel gesteckt. Und als er ins Haus kam, schliefen die Fliegen an der Wand, der Koch in der Küche hielt noch die Hand, als wollte er den Jungen anpacken, und die Magd saß vor dem schwarzen Huhn, das gerupft werden sollte. Da ging er weiter und sah im Saale den ganzen Hofstaat liegen und schlafen, und oben bei dem Throne lag der König und die Königin. Da ging er noch weiter, und alles war so still, daß einer seinen

1. **starben eines traurigen Todes**, died a pitiful death.

Atem hören konnte. Endlich kam er zu dem Turm und öffnete die Türe zu der kleinen Stube, in welcher Dornröschen schlief. Da lag es, und war so schön, daß er die Augen nicht abwenden konnte, und er bückte sich und gab ihm einen Kuß. Wie er es mit dem Kuß berührt hatte, schlug Dornröschen die Augen auf,[1] erwachte und blickte

ihn ganz freundlich an. Da gingen sie zusammen herab, und der König erwachte und die Königin und der ganze Hofstaat und sahen einander mit großen Augen an. Und die Pferde im Hof standen auf und rüttelten sich; die Jagdhunde sprangen und wedelten; die Tauben auf dem Dache zogen das Köpfchen unterm Flügel hervor, sahen umher und flogen ins Feld; die Fliegen an den Wänden krochen weiter; das Feuer in der Küche erhob sich, flackerte und

1. **schlug die Augen auf,** opened her eyes.

kochte das Essen; der Braten fing wieder an zu brutzeln, und der Koch gab dem Jungen eine Ohrfeige, daß er schrie, und die Magd rupfte das Huhn fertig. Nun wurde die Hochzeit des Königssohns mit dem Dornröschen in aller Pracht gefeiert, und sie lebten vergnügt bis an ihr Ende.

Brüder Grimm.

95. Schneewittchen

Es war mitten im Winter, und die Schneeflocken fielen wie Federn vom Himmel herab. Da saß eine Königin an einem Fenster und nähte. Und als sie so nähte und nach dem Schnee aufblickte, stach sie sich mit der Nadel in den Finger, und es fielen drei Tropfen Blut in den Schnee. Und weil das Rote im weißen Schnee so schön aussah, dachte sie bei sich: Hätte ich ein Kind, so weiß wie Schnee, so rot wie Blut und so schwarz wie Ebenholz! Bald darauf bekam sie ein Töchterlein; das war so weiß wie Schnee, so rot wie Blut und so schwarzhaarig wie Ebenholz und wurde darum das Schneewittchen genannt. Und als das Kind geboren war, starb die Königin.

Über ein Jahr nahm sich der König eine andere Gemahlin. Es war eine schöne Frau; aber sie war stolz und übermütig und konnte nicht leiden, daß sie an Schönheit von jemand übertroffen werden sollte. Sie hatte einen wunderbaren Spiegel; wenn sie vor den trat und sich darin beschaute und sprach:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die Schönste im ganzen Land?“

so antwortete der Spiegel:

„Frau Königin, Ihr seid die Schönste im Land.“

Da war sie zufrieden; denn sie wußte, daß der Spiegel die Wahrheit sagte.

Schneewittchen aber wuchs heran und wurde immer schöner, und als es sieben Jahre alt war, war es so schön wie der klare Tag und schöner als die Königin selbst. Als diese einmal ihren Spiegel fragte:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die Schönste im ganzen Land?“

so antwortete er:

„Frau Königin, Ihr seid die Schönste hier;
Aber Schneewittchen ist tausendmal schöner als Ihr.“

Da erschrak die Königin und wurde gelb und grün vor Neid. Von Stund an, wenn sie Schneewittchen erblickte, kehrte sich ihr das Herz im Leibe herum; so haßte sie das Mädchen. Und der Neid und Hochmut wuchsen wie ein Unkraut in ihrem Herzen

immer höher, daß sie Tag und Nacht keine Ruhe mehr hatte. Da rief sie einen Jäger und sprach: „Bring das Kind hinaus in den Wald! Ich will's nicht mehr vor meinen Augen sehen. Du sollst es töten und mir Lunge und Leber mitbringen!" Der Jäger gehorchte und führte es hinaus, und als er den Hirschfänger gezogen hatte und Schneewittchens unschuldiges Herz durchbohren wollte, fing es an zu weinen und sprach: „Ach, lieber Jäger, laß mir mein Leben! Ich will in den wilden Wald laufen und nimmermehr wieder heimkommen." Und weil es so schön war, hatte der Jäger Mitleiden und sprach: „So lauf hin, du armes Kind!" Die wilden Tiere werden dich bald gefressen haben, dachte er, und doch war's ihm, als wäre ein Stein von seinem Herzen gewälzt, weil er es nicht zu töten brauchte. Und als gerade ein junger Frischling dahergesprungen kam, stach er ihn an, nahm Lunge und Leber heraus und brachte sie der Königin mit.

Nun war das arme Kind in dem großen Walde mutterseelenallein,[1] und es ward ihm so angst, daß es alle Blätter an den Bäumen ansah und nicht wußte, wie es sich helfen sollte. Da fing es an zu laufen und lief über die spitzen Steine und durch die Dornen, und die wilden Tiere sprangen an ihm vorbei. Aber sie taten ihm nichts. Es lief, solange nur die Füße noch fortkonnten, bis es bald Abend werden wollte; da sah es ein kleines Häuschen und ging hinein, um zu ruhen. In dem Häus-

1. **mutterseelenallein**, all alone.

chen war alles klein, aber so zierlich und reinlich, daß es nicht zu sagen ist. Da stand ein weißgedecktes Tischlein mit sieben kleinen Tellern, jedes Tellerlein mit seinem Löffelein, ferner sieben Messerlein und Gäblein und sieben Becherlein. An der Wand waren sieben Bettlein nebeneinander aufgestellt und schneeweiße Laken darüber gedeckt. Weil Schneewittchen so hung-

rig und durstig war, aß es von jedem Tellerlein ein wenig Gemüse und Brot und trank aus jedem Becherlein einen Tropfen Wein; denn es wollte nicht einem allein alles wegnehmen. Hernach, weil es so müde war, legte es sich in ein Bettchen; aber keins paßte. Das eine war zu lang, das andre zu kurz, bis endlich das siebente recht war, und darin blieb es liegen, befahl sich Gott und schlief ein.

Als es ganz dunkel geworden war, kamen die Herren von dem

Häuslein; das waren die sieben Zwerge, die in den Bergen nach Erz hackten und gruben. Sie zündeten ihre sieben Lichtlein an, und als es nun hell im Häuslein wurde, sahen sie, daß jemand darin gewesen war; denn es stand nicht alles so in der Ordnung, wie sie es verlassen hatten. Der erste sprach: „Wer hat auf meinem Stühlchen gesessen?" Der zweite: „Wer hat von meinem Tellerchen gegessen?" Der dritte: „Wer hat von meinem Brötchen genommen?" Der vierte: „Wer hat von meinem Gemüschen gegessen?" Der fünfte: „Wer hat mit meinem Gäbelchen gestochen?" Der sechste: „Wer hat mit meinem Messerchen geschnitten?" Der siebente: „Wer hat aus meinem Becherlein getrunken?" Dann sah sich der erste um und sah, daß auf seinem Bette eine kleine Dälle war; da sprach er: „Wer hat in meinem Bettchen gelegen?" Die andern kamen gelaufen und riefen: „In meinem hat auch jemand gelegen." Der siebente aber, als er in sein Bett sah, erblickte Schneewittchen, das lag darin und schlief. Nun rief er die andern; die kamen herbeigelaufen und schrieen vor Verwunderung, holten ihre sieben Lichtlein und beleuchteten Schneewittchen. „Ei, du mein Gott! ei, du mein Gott!" riefen sie, „wie ist das Kind so schön!" und hatten so große Freude, daß sie es nicht aufweckten, sondern im Bettlein fortschlafen ließen. Der siebente Zwerg aber schlief bei seinen Gesellen, bei jedem eine Stunde; da war die Nacht herum.

Als es Morgen war, erwachte Schneewittchen, und wie es die sieben Zwerge sah, erschrak es. Sie waren aber freundlich

und fragten: „Wie heißt du?“ „Ich heiße Schneewittchen,“ antwortete es. „Wie bist du in unser Haus gekommen?“ sprachen weiter die Zwerge. Da erzählte es ihnen, daß seine Stiefmutter es hätte wollen umbringen lassen, der Jäger hätte ihm aber das Leben geschenkt, und da wäre es gelaufen den ganzen Tag, bis es endlich ihr Häuslein gefunden hätte. Die Zwerge sprachen: „Willst du unsern Haushalt versehen: kochen, betten, waschen, nähen und stricken, und willst du alles ordentlich und reinlich halten, so kannst du bei uns bleiben und es soll dir an nichts fehlen.“ „Ja,“ sagte Schneewittchen, „von Herzen gern,“ und blieb bei ihnen. Es hielt ihnen das Haus in Ordnung; morgens gingen sie in die Berge und suchten Erz und Gold; abends kamen sie wieder, und da mußte ihr Essen bereit sein. Den Tag über war das Mädchen allein, da warnten es die guten Zwerglein und sprachen: „Hüte dich vor deiner Stiefmutter! Die wird bald wissen, daß du hier bist. Laß ja niemand herein!“

Die Königin aber dachte nicht anders, als sie wäre wieder die Erste und Allerschönste, trat vor ihren Spiegel und sprach:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die Schönste im ganzen Land?“

Da antwortete der Spiegel:

„Frau Königin, Ihr seid die Schönste hier,
Aber Schneewittchen über den Bergen
Bei den sieben Zwergen
Ist noch tausendmal schöner als Ihr.“

Da erschrak sie; denn sie wußte, daß der Spiegel keine Unwahrheit sprach, und merkte, daß der Jäger sie betrogen hatte und Schneewittchen noch am Leben war. Und da sann und sann sie aufs neue, wie sie es umbringen wollte. Solange sie nicht die Schönste war im ganzen Lande, ließ ihr der Neid keine Ruhe. Und als sie sich endlich etwas ausgedacht hatte, färbte sie sich das Gesicht und kleidete sich wie eine alte Krämerin und war ganz unkenntlich. In dieser Gestalt ging sie über die sieben Berge zu den sieben Zwergen, klopfte an die Tür und rief: „Schöne Ware feil!" Schneewittchen guckte zum Fenster heraus und rief: „Guten Tag, liebe Frau, was habt Ihr zu verkaufen?" „Gute Ware, schöne Ware," antwortete sie, „Schnürriemen von allen Farben!" und holte einen hervor, der aus bunter Seide geflochten war. Die ehrliche Frau kann ich hereinlassen, dachte Schneewittchen, riegelte die Tür auf und kaufte sich den hübschen Schnürriemen. „Kind," sprach die Alte, „wie du aussiehst. Komm, ich will dich einmal ordentlich schnüren!" Schneewittchen hatte kein Arg,[1] stellte sich vor sie und ließ sich mit dem neuen Schnürriemen schnüren; aber die Alte schnürte geschwind und schnürte sie fest, daß dem Schneewittchen der Atem verging und es für tot hinfiel. „Nun bist du die Schönste gewesen," sprach sie und eilte hinaus.

Nicht lange darauf, zur Abendzeit, kamen die Zwerge nach Hause; aber wie erschraken sie, als sie ihr liebes Schneewitt-

1. **Schneewittchen hatte kein Arg**, Snow-white had no suspicions.

chen auf der Erde liegen sahen! Es regte und bewegte sich nicht, als wäre es tot. Sie hoben es in die Höhe, und weil sie sahen, daß es zu fest geschnürt war, schnitten sie den Schnürriemen entzwei. Da fing es an ein wenig zu atmen und ward nach und nach wieder lebendig. Als die Zwerge hörten, was geschehen war, sprachen sie: „Die alte Krämerfrau war niemand als die gottlose Königin. Hüte dich und laß keinen Menschen herein, wenn wir nicht bei dir sind!"

Das böse Weib aber, als es nach Hause gekommen war, ging vor den Spiegel und fragte:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die Schönste im ganzen Land?"

Da antwortete er wie sonst:

„Frau Königin, Ihr seid die Schönste hier;
Aber Schneewittchen über den Bergen
Bei den sieben Zwergen
Ist noch tausendmal schöner als Ihr."

Als sie das hörte, lief ihr alles Blut zum Herzen, so erschrak sie. Sie sah wohl, daß Schneewittchen wieder lebendig geworden war. „Nun aber," sprach sie, „will ich etwas aussinnen, das dich zu Grunde richten soll," und mit Hexenkünsten, die sie verstand, machte sie einen giftigen Kamm. Dann verkleidete sie sich und nahm die Gestalt eines andern alten Weibes an. So ging

sie hin über die sieben Berge zu den sieben Zwergen, klopfte an die Tür und rief: „Gute Ware feil!“ Schneewittchen schaute heraus und sprach: „Geht nur weiter! Ich darf niemand hereinlassen.“ „Das Ansehen wird dir doch wohl erlaubt sein,“ sprach die Alte, zog den giftigen Kamm heraus und hielt ihn in die Höhe. Da gefiel er dem Kinde so gut, daß es sich betören ließ[1] und die Türe öffnete. Als sie des Kaufs einig waren, sprach die Alte: „Nun will ich dich einmal ordentlich kämmen.“ Das arme Schneewittchen dachte an nichts und ließ die Alte gewähren; aber kaum hatte sie den Kamm in die Haare gesteckt, als das Gift darin wirkte und das Mädchen ohne Besinnung niederfiel. „Du Ausbund von Schönheit,“ sprach das boshafte Weib, „jetzt ist's um dich geschehen!“ und ging fort. Zum Glücke war es bald Abend, und die sieben Zwerglein kamen nach Hause. Als sie Schneewittchen wie tot auf der Erde liegen sahen, hatten sie gleich die Stiefmutter in Verdacht, suchten nach und fanden den giftigen Kamm, und kaum hatten sie ihn herausgezogen, so kam Schneewittchen wieder zu sich und erzählte, was vorgegangen war. Da warnten sie es noch einmal, auf seiner Hut zu sein[2] und niemand die Tür zu öffnen.

Die Königin stellte sich daheim vor den Spiegel und sprach:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die Schönste im ganzen Land?“

1. **sich betören ließ**, allowed herself to be persuaded.
2. **auf der Hut zu sein**, to be on the watch, to be careful.

Da antwortete er wie vorher:

„Frau Königin, Ihr seid die Schönste hier;
Aber Schneewittchen über den Bergen
Bei den sieben Zwergen
Ist noch tausendmal schöner als Ihr.“

Als sie den Spiegel so reden hörte, zitterte und bebte sie vor Zorn. „Schneewittchen soll sterben,“ rief sie, „und wenn es mein eigenes Leben kostet.“ Darauf ging sie in eine ganz verborgene, einsame Kammer, wohin niemand kam, und machte da einen giftigen Apfel. Äußerlich sah er schön aus, weiß, mit rotem Backen, daß jeder, der ihn erblickte, Lust danach bekam; aber wer ein Stückchen davon aß, der mußte sterben. Als der Apfel fertig war, färbte sie sich das Gesicht und verkleidete sich in eine Bauersfrau, und so ging sie über die sieben Berge zu den sieben Zwergen. Sie klopfte an; Schneewittchen streckte den Kopf zum Fenster hinaus und sprach: „Ich darf keinen Menschen einlassen; die sieben Zwerge haben mir's verboten.“ „Mir auch recht,“ antwortete die Bäuerin, „meine Äpfel will ich schon loswerden. Da, einen will ich dir schenken.“ „Nein,“

ſprach Schneewittchen, „ich darf nichts annehmen.“ „Fürchteſt du dich vor Gift?“ ſprach die Alte; „ſiehſt du, da ſchneide ich den Apfel in zwei Teile; den roten Backen iß du; den weißen will ich eſſen.“ Der Apfel war aber ſo künſtlich gemacht, das der rote Backen allein vergiftet war. Schneewittchen gelüſtete nach dem ſchönen Apfel, und als es ſah, daß die Bäuerin davon aß, ſo konnte es nicht länger wiederſtehen, ſtreckte die Hand hinaus und nahm die giftige Hälfte. Kaum aber hatte es einen Biſſen davon im Munde, ſo fiel es tot zur Erde nieder. Da betrachtete es die Königin mit grauſigen Blicken und lachte überlaut und ſprach: „Weiß wie Schnee, rot wie Blut, ſchwarz wie Ebenholz!“ Diesmal können dich die Zwerge nicht wieder erwecken. Und als ſie daheim den Spiegel befragte:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer iſt die Schönſte im ganzen Land?“

ſo antwortete er endlich:

„Frau Königin, Ihr ſeid die Schönſte im Land.“

Da hatte ihr neidiſches Herz Ruhe, ſo gut ein neidiſches Herz Ruhe haben kann.

Als die Zwerglein abends nach Hauſe kamen, fanden ſie Schneewittchen auf der Erde liegen, und es ging kein Atem mehr aus ſeinem Munde, und es war tot. Sie hoben es auf, ſuchten, ob ſie etwas Giftiges fänden, ſchnürten es auf, kämmten ihm die Haare, wuſchen es mit Waſſer und Wein; aber es half alles

nichts. Das liebe Kind war tot und blieb tot. Sie legten es auf eine Bahre und setzten sich alle sieben daran und beweinten es und weinten drei Tage lang. Da wollten sie es begraben; aber es sah noch so frisch aus wie ein lebender Mensch und hatte noch seine schönen, roten Backen. Sie sprachen: „Das können wir nicht in die schwarze Erde versenken“ und ließen einen durch-

sichtigen Sarg von Glas machen, daß man es von allen Seiten sehen konnte, legten es hinein und schrieben mit goldenen Buchstaben seinen Namen darauf, und daß es eine Königstochter wäre. Dann setzten sie den Sarg hinaus auf den Berg, und einer von ihnen blieb immer dabei und bewachte ihn. Und die Tiere kamen auch und beweinten Schneewittchen, erst eine Eule, dann ein Rabe, zuletzt ein Täubchen.

Nun lag Schneewittchen lange, lange Zeit in dem Sarg und

verweſte nicht, ſondern ſah aus, als wenn es ſchliefe. Es war noch ſo weiß wie Schnee, ſo rot wie Blut und ſo ſchwarzhaarig wie Ebenholz. Es geſchah aber, daß ein Königsſohn in den Wald geriet und zu den Zwergen kam, um da zu übernachten. Er ſah auf dem Berge den Sarg und das ſchöne Schneewittchen darin und las, was mit goldenen Buchſtaben darauf geſchrieben war. Da ſprach er zu den Zwergen: „Laßt mir den Sarg! Ich will euch geben, was ihr dafür haben wollt.“ Aber die Zwerge antworteten: „Wir geben ihn nicht um alles Gold in der Welt.“ Da ſprach er: „So ſchenkt mir ihn; denn ich kann nicht leben ohne Schneewittchen zu ſehen. Ich will es ehren und hochachten wie mein Liebſtes.“ Als er ſo ſprach, empfanden die guten Zwerglein Mitleiden mit ihm und gaben ihm den Sarg. Der Königsſohn ließ ihn nun von ſeinen Dienern auf den Schultern forttragen. Da geſchah es, daß ſie über einen Strauch ſtolperten, und von dem Schütteln fuhr der giftige Apfelſchnitz, den Schneewittchen abgebiſſen hatte, aus dem Halſe. Und nicht lange, ſo öffnete es die Augen, hob den Deckel vom Sarge in die Höhe und richtete ſich auf und war wieder lebendig. „Ach Gott, wo bin ich?“ rief es. Der Königsſohn ſagte voll Freude: „Du biſt bei mir!“ und erzählte, was ſich zugetragen hatte, und ſprach: „Ich habe dich lieber als alles auf der Welt; komm mit mir in meines Vaters Schloß! Du ſollſt meine Gemahlin werden.“ Da war ihm Schneewittchen gut und ging mit ihm, und ihre Hochzeit ward mit großer Pracht und Herrlichkeit gefeiert.

Brüder Grimm.

96. Reineke Fuchs

Wie die Tiere beim Könige Klage führten

Es war einmal mitten im schönen Frühlinge; das liebliche Pfingstfest war gekommen. Alle Bäume, Hecken und Blumen blühten, daß es eine Pracht war, und die Vögel sangen, daß es nur so schallte. Da wollte der Löwe, der König der Tiere, seinen Geburtstag feiern. Er schickte viele Boten aus und ließ den Tieren sagen: „Kommt zum Feste!"

Niemand sollte fehlen. Alle die großen und die kleinen Tiere wurden eingeladen. Sie kamen auch alle: Wolf und Bär, Dachs und Hase, Katze und Panthertier waren auf dem Feste. Auch alle Vögel, und die Bienen, Wespen und Mücken flogen herbei. Nur einer fehlte; das war Reineke, der Fuchs. Der Schelm fürchtete sich, weil er viele böse Streiche gemacht hatte. Er hatte die Gans gestohlen und aus dem Hühnerhause den Hahn fortgetragen. Dem Bauersmanne hatte er ein Lämmchen und der Hausfrau die Pfannkuchen weggeholt. Jetzt quälte ihn das böse Gewissen.

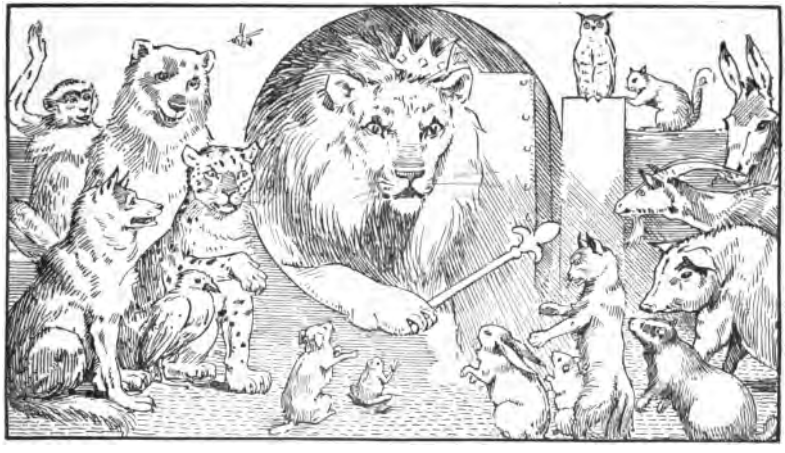
Nobel, der König, saß auf seinem Throne und fragte: „Wo ist denn Reineke Fuchs?" Da fingen viele Tiere an, ihn zu verklagen. Isegrim, der Wolf, trat vor den Thron und sagte: „Herr König, o hör' mich an! Reineke hat mir viel Übels getan.[1] Meine Kinder und mein Weib hat er geschlagen und geschimpft. Gib ihm doch eine tüchtige Strafe."

1. **hat mir viel Übels getan,** has done me much harm.

Gleich darauf wurde Reineke von dem Hündchen Wackerlos angeklagt. Ihm hatte der Fuchs ein Würſtchen geſtohlen, das im Gebüſch verſteckt war. Hinze aber, der Kater, rief zornig dazwiſchen: „Die Wurſt war mein! Ich hatte ſie dem Müller aus der Küche geholt.“

Da gebot der König Ruhe.

Als es ganz ſtill war, fing auch das Panthertier an zu klagen.



Es brachte Lampe, den Haſen, mit an den Thron und ſprach: „Seht das gute Häschen hier! Dieſen wollte der Fuchs ein Liedchen lehren. Das Häschen ſtellte ſich aber dabei ein bißchen dumm an. Es konnte das Lied nicht gleich merken. Da packte es der Fuchs beim zweiten Verſe an der Kehle und würgte es. Wäre ich nicht dazugekommen, ſo hätte er es gewiß getötet und gefreſſen. Schaut her, Lampe blutet noch am Halſe.“

So erzählten fast alle Tiere vom Fuchs Böses.

Nur der Dachs Grimbart, welcher Reinekes Vetter war, redete Gutes von ihm. Grimbart sprach: „Isegrim, du bist auch recht böse. Hast du nicht das Schwein, das Lämmchen und die Pfannkuchen mitgestohlen? Und meinen Vetter hast du arg betrogen. Wenn er hier wäre, würde er es schon erzählen. So will ich es für ihn tun. Höret mich alle an! Es war ein kalter Winter, und der Schnee lag sehr hoch. Isegrim und Reineke waren gute Freunde und hatten nichts zu fressen. Da kam ein Bauersmann gefahren mit Fischen auf dem Wagen. Gern hätte der Wolf von den Fischen gefressen. Doch fehlte es am Gelde. Mein Vetter aber half in der Not. Er legte sich auf den Weg, machte sich steif und stellte sich mausetot.[1] Der Bauer sah ihn liegen. Schnell sprang er vom Wagen, um ihm mit dem Peitschenstiele eines zu versetzen.[2] Reineke aber regte sich nicht. Da hob ihn der Fuhrmann auf und dachte: Du kommst mir gerade recht.

Zu einer Wintermütze
Ist ein Fuchspelz immer nütze.

Er warf ihn auf den Wagen und fuhr weiter. Jetzt stand mein Oheim leise auf und warf einen Fisch nach dem andern vom Wagen. Isegrim aber kam von fern geschlichen und verzehrte die Fische der Reihe nach, wie sie herunterpurzelten. Endlich sprang mein Vetter auch vom Wagen. Da hatte der

1. **stellte sich mausetot**, made believe he was dead.
2. **eines zu versetzen**, to give a blow.

Wolf aber nur die Gräten übriggelassen. War das nicht recht häßlich? Aber auch Hinze und das Hündchen sind Diebe. Und Lampe hat seine Strafe auch verdient. Wer nichts lernen will, muß Strafe haben. Ich kann nur sagen, daß mein Vetter ein frommer Mann ist. Schon ein ganzes Jahr hat er kein Fleisch gegessen."

Kaum hatte Grimbart so gesprochen, da kam der Hahn Henning mit seinem toten Hühnchen gefahren und weinte bitterlich. „Herr König," klagte er, „der Fuchs hat mir mein letztes Kind totgebissen. Neun andere hat er mir schon früher gefressen. Hier haben ihm die Hunde das tote Kind abgejagt, sonst hätte er es auch verzehrt."

Als das der König hörte, wurde er sehr zornig und sprach zu Grimbart: „Siehst du, daß dein Vetter ein Erzbösewicht ist! Ich denke, er ißt gar kein Fleisch mehr? Und hier hat er schon wieder Hühnchen geraubt. Das soll er hart büßen."

Sogleich befahl der König, den Fuchs herbeizuholen. Braun, der Bär, sollte der Bote sein. Ehe er fortging, warnten ihn alle Tiere, er solle sich von dem Schlauen nicht anführen lassen. „Ach," sagte der Bär, „über den will ich schon Herr werden." Damit machte er sich auf den Weg.

Wie der Bär Reineke Fuchs holen sollte

Reineke saß gemütlich in seiner Höhle. Neben ihm spielten seine Kinder Reinhard und Rosel. Der Vater hatte ihnen schönen Honig mitgebracht und da waren sie sehr vergnügt. Auf einmal pochte es gewaltig an der Tür. Erschrocken sprangen

die Kleinen auf und versteckten sich. Draußen aber rief eine grobe Stimme: „He, Reineke, du Schelm, komm hervor. Ich, Braun, der Bär, bin da! Der König schickt mich, dich zu holen. Nobel ist sehr zornig wegen deiner bösen Streiche und du sollst kommen und dich entschuldigen! Wirst du aber nicht folgen, so soll es dir schlecht gehen!"

Reineke hörte anfangs still zu. Dann ging er leise zur Tür und guckte durch das Schlüsselloch, ob der Bär allein wäre. Als niemand bei ihm war, dachte der Schlaue: „Dir will ich deine Grobheit anstreichen![1] Du hast mich gewiß auch verklagt." Dann machte er die Tür auf und hieß den Bären freundlich willkommen.[2] „Lieber Oheim, setze dich und ruhe von der weiten Reise aus!" sprach der Listige. „Sei unbesorgt![3] Ich werde mitgehen. Doch laß uns warten bis morgen früh. Heute habe ich arge Leibschmerzen. Ich habe zu viel Honig gegessen und kann ihn nicht vertragen."[4] „Ei," sagte Braun, „du hast Honig? Wenn du mir davon gibst, bleibe ich bis morgen; Honig esse ich für mein Leben gern." „Gewiß, lieber Onkel, sollst du Honig haben. Doch ist keiner mehr im Hause. Hast du aber Lust,[5] so können wir Honig holen. Nicht weit von hier wohnt ein Bauer, der hat Honig in Menge." Damit war der Bär zufrieden.

Abends machten sie sich auf den Weg. Der Fuchs brachte den

1. **Dir will ich deine Grobheit anstreichen,** I'll repay you for your rudeness.
2. **willkommen heißen,** to welcome.
3. **Sei unbesorgt,** do not be uneasy; do not worry.
4. **kann ihn nicht vertragen,** it doesn't agree with me.
5. **Hast du aber Lust,** if, however, it is agreeable to you.

lüſternen Bären zu einem Bauernhof. Dort lag ein dicker Baumſtamm, den der Bauer ſpalten wollte. Zwei Keile waren hineingetrieben und der Baum klaffte weit auseinander. Da ſprach Reineke zu Braun: „In dieſem Stamme iſt eine Menge Honig. Strecke nur deine Schnauze tief genug hinein, ſo wirſt

du ihn ſchon finden. Friß aber nicht zu viel, damit du nicht auch Leibweh bekommſt!“

Der Bär ließ ſich bereden. Kaum aber hatte er die Vorderfüße im Spalte, ſo zog der Fuchs die Keile geſchwind aus dem Stamme. Der Baum ſchnappte zuſammen und klemmte den Näſcher feſt ein. Dem Bären ſauſte und brummte der Kopf gewaltig und er heulte laut vor Schmerzen. Reineke aber ſtand ſchadenfroh dabei und ſagte: „Nun, wie ſchmeckt der Honig? Iß dich recht ſatt! Der Honig iſt dein Botenlohn!“

Immer lauter schrie der arme Braun. Da wachte der Bauer aus dem Schlafe auf und kam mit einem Beile herbei. Reineke machte sich schnell aus dem Staube.[1] Der Bauer aber, als er den Bären sah, lief geschwind fort und rief alle seine Nachbarn zusammen. Die kamen mit Knütteln, Dreschflegeln, Heugabeln, Hacken und Sensen gelaufen und schlugen auf den Bären los, was das Zeug halten wollte.[2] Braun stemmte sich gewaltig gegen den Stamm. Endlich wurde er durch einen Ruck frei, doch ein Stück Fell blieb im Spalte sitzen. Blutend lief er davon. Die Bauern liefen ihm nach und bewarfen ihn mit Steinen. Nur mit Mühe rettete er sich in den nahen Wald. Dort legte er sich an eine frische Quelle und kühlte seine Wunden. Am andern Morgen ging er unter großen Schmerzen zum Feste des Königs.

Als der König den Bären in seinem Elende sah, rief er: „Mein guter Braun, was hast du gemacht?" Und Braun antwortete kläglich: „Reineke hat mich schändlich angeführt!" Des Königs Augen funkelten vor Zorn und er schrie laut: „Nun soll die Strafe viel größer werden!"

Wie der Kater als Bote geschickt wurde

Ein zweiter Bote wurde abgeschickt. Nobel gebot dem Kater, Reineke zu holen. Hinze gehorchte und sagte: „Euer Wille geschehe."

1. **sich aus dem Staube machen**, to leave hurriedly.
2. **was das Zeug halten wollte**, as much as possible.

Reineke lag vor seinem Hause im warmen Sonnenscheine. Da kam Hinze und grüßte ihn freundlich. Der Fuchs tat ebenso. Hinze aber sprach sehr ernst: „Der König hat mich geschickt, dich zu rufen. Heute noch sollst du zu ihm kommen. Wirst du aber nicht folgen, so sollst du sterben!" Rotfuchs hörte still zu und dachte: „Könnte ich dich nur auch anführen, wie den Bären!"

Dann sprach er: „Lieber Hinze, wir können nicht gleich fortgehen. Du mußt erst etwas essen und ein wenig ausruhen." Hinze aber meinte: „Es ist besser, wir gehen gleich; denn der König ist sehr böse." „Nein," sagte der Fuchs, „laß uns bleiben bis morgen! In der Nacht ist das Reisen gefährlich." Da fürchtete sich der Kater und blieb. Bald bekam er Hunger und bat den Fuchs um Speise; dieser aber hatte nur Honig im Hause. „Niemals habe ich Honig gegessen!" sagte der Kater. „Hast du denn keine Maus?" „Issest du Mäuse gern?" fragte Reineke, „die kann ich dir verschaffen. Mein Nachbar hat eine Scheune im Hofe, darin gibt es Mäuse. Es sind so viele, daß sie auf keinem Wagen fortgefahren werden können. Komm, wir wollen hingehen und einige holen." Und Hinze ging mit; denn er war lüstern wie der Bär.

Sie kamen zur Scheune des Nachbars. Durch die Lehmwand hatte Reineke gestern abend ein Loch gegraben und den größten Hahn gestohlen. Martin, des Nachbars Sohn, wollte dafür den Fuchs fangen und bestrafen. Klug hatte Martin eine Schlinge in die Öffnung gestellt. Reineke wußte das und sagte zu Hinze:

„Lieber Oheim, kriech in die Scheune. Du wirſt die Mäuſe zu Haufen im Dunkeln haſchen. Ich halte hier Wache.[1] O höre, wie munter die Mäuschen pfeifen.“ Hinze ſprang in die Öffnung und war gefangen. Kläglich rief er Reineke um Hilfe an. Der aber verſpottete ihn und ſprach: „Wie ſchmecken die Mäuſe? Wüßte Martin nur, daß du Fleiſch verzehrſt, gewiß brächte er dir Senf dazu!“

Hinze aber, der in der Schlinge hing, fing jämmerlich an zu miauen. Das hörte Martin. „Der Dieb iſt gefangen!“ jubelte er. Gleich ſprang er aus dem Bette und weckte Vater, Mutter, Knecht und Magd. Alle kamen mit Knütteln und ſchlugen den Kater erbärmlich. Ein Schlag traf ein Auge, daß es auslief. Endlich, als Hinze nahe am Tode war, riß der Strick. Haſtig ſprang er zum Loche hinaus und eilte zum Könige. Am Morgen kam er dort an. Als ihn der König erblickte, wurde er wütend und befahl, den Fuchs ſogleich aufzuſuchen und zu töten. Doch Grimbart, der Dachs, ſprach: „Herr König, ſo ſchnell geht das nicht. Recht muß Recht bleiben. Noch einmal muß Reineke

1. **Wache halten**, to keep watch.

vorgeladen werden. Gehorcht er dann nicht, so trifft ihn die Strafe mit Recht. Ich will selbst hingehen und ihn herbringen." Damit war der König zufrieden.

Wie Grimbart seinen Vetter Reineke abholte

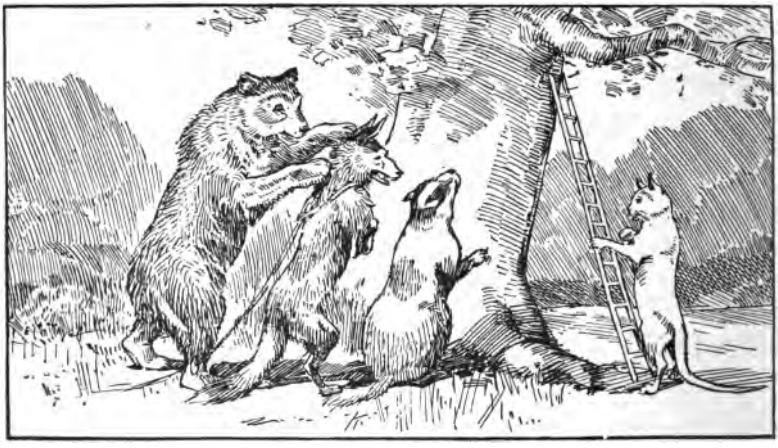
Grimbart kam zur Burg. Reineke war mit Weib und Kindern zu Hause. Da sprach der Dachs: „Vetter, sei mir gegrüßt! Doch was machst du für Sachen? Warum hörst du nicht auf des Königs Wort und Befehl? Viele Klagen sind vor Nobel gekommen. Ich rate dir, gehe mit! Durch längeres Warten wird's nur immer schlimmer; denn du hast dir eine schöne Suppe eingebrockt.[1] Heute wirst du zum dritten und letzten Male vorgeladen. Stellst du dich nicht, so bist du verloren. Sei aber nicht ängstlich! Wenn du dich gut ausreden kannst, wirst du vielleicht frei kommen." „Oheim, du hast recht," sagte der Fuchs, „ich will mitgehen und den König bitten; vielleicht schenkt er mir die Strafe." Also nahm Reineke Abschied[2] von Weib und Kindern und ging mit. Auf dem Wege wurde ihm aber angst und bange. Er sprach: „Ich zittere und bebe vor Sorgen um mein Leben." Grimbart aber tröstete ihn.

Wie Reineke vor dem Könige war

Die beiden Wanderer kamen auf dem Festplatze an. Alle Tiere drängten sich vor, um Reineke zu sehen. Wenige waren

1. **dir eine schöne Suppe eingebrockt**, you have put yourself in a fine difficulty.
2. **Abschied nehmen**, to bid farewell.

freundlich gegen ihn. Die meisten hatten zu klagen. Reineke aber trat vor Nobel, den König, und sprach: „Gnädiger Herr König! Wohl weiß ich, daß ich viel Böses getan und Strafe verdient habe. Aber ich bin nicht allein so schlecht. Isegrim, Braun, das Hündchen und Hinze haben auch Strafe verdient.“ Doch der König hörte Reineke nicht an und sprach: „Wenn du auch



viel schwatzen kannst, so sollst du doch sterben.“ Und er gebot: „Bindet Reineke, führt ihn in den Wald und hängt ihn an einem Baume auf!“ Die Tiere taten also; sie banden ihn und brachten ihn in den Wald. Auch Nobel und die Frau Königin zogen mit. Hinze stellte im Walde eine Leiter an einen hohen Baum, und knüpfte einen langen Strick an einem Aste fest. Doch als der Bösewicht gerade gehängt werden sollte, sprach er: „Ehe ich sterben muß, möchte ich mein Gewissen erleichtern und alles er-

zählen, was ich weiß." Der König war zufrieden und Reineke erzählte: „Oft bin ich im Leben in Not gewesen: Hunger aber habe ich nie gelitten. Von meinem großen Schatze konnte ich immer Geld nehmen und Speise kaufen." Kaum hatte der König von dem Schatze gehört, so ließ er Reineke nicht weiter erzählen, sondern rief: „Du hast einen Schatz, wo ist er? Sage mir's schnell!" Aber Reineke antwortete: „Herr König, das Sagen hilft nichts. Der Schatz ist tief im Walde verborgen und niemand findet ihn. Ich allein weiß den Weg dahin."

Obgleich die Tiere murrten, gebot der König, den Fuchs loszubinden, damit er den Schatz zeige. Was sprach da der Schlaue? „So rasch geht das nicht. Der Schatz liegt in einem eisernen Kasten, der mit zehn Schlüsseln verschlossen ist. Erst muß ich nach Hause gehen und die Schlüssel holen. Ist jemand da, der mich begleitet und die Schlüssel tragen hilft, so wollen wir uns gleich auf den Weg machen." Der Löwe war damit zufrieden und hieß den Schafbock Bellin und Lampe mitgehen. Bald wanderten die drei fort. Der Fuchs aber war froh, daß er noch am Leben war.

Wie Reineke den König verspottet

Als sie an Reinekes Burg kamen, sagte dieser: „Bleibet hier stehen! Ich will hineingehen und die Schlüssel herausbringen." Drinnen aber rief er: „Lampe, lieber Freund, komm und hilf mir die Schlüssel tragen, denn sie sind sehr schwer." Häschen dachte an nichts Böses und ging in die Höhle.

Sofort fiel der Rotfuchs über das schwache Tier her und biß ihm den Kopf ab. Bellin hörte Hilferufe und fragte: „Was ist denn los? Es ist doch kein Unglück geschehen?“ „Nein,“ rief Reineke heraus, „der Hase freut sich und lacht über meine Kinder!“ Nicht lange, so kam der Schelm aus der Höhle und brachte eine Tasche mit. Er gab sie Bellin und sagte: „Lieber, Lampe will gern bis morgen früh bei mir bleiben. Willst du nicht allein zum Könige gehen? Hier gebe ich dir die Tasche mit den Schlüsseln. Auch ist ein Brief an den König darin. Ich habe ihm geschrieben, daß wir erst morgen kommen.“ Bellin merkte nichts Arges und ging seines Weges.

Er kam zum König und reichte ihm die Tasche. Nobel freute sich und öffnete dieselbe. Aber was brachte er heraus? Der Kopf des Häschens war es. Weiter nichts hatte Reineke in die Tasche getan, um den Löwen zu verspotten.

Jetzt aber schrie der König vor Wut, daß die Erde erzitterte. Er zeigte allen Tieren den Kopf des Häschens und sprach: „Seht her, was der Schelm Reineke wieder getan hat! Auch mich hat er angeführt. Nun aber ist das Maß seiner Sünden voll.

Laßt uns alle gleich in den Wald eilen und ihn suchen. Ich selbst will euch anführen. Ganz gewiß soll er nun sterben!"

Wie Reineke gefangen und bestraft wurde

Die Tiere kamen am Walde an. Nobel verteilte sie vorsichtig, damit der Schlaue nicht entwische. Alle Vögel mußten sich auf die Bäume setzen und achtgeben, daß sich Reineke nicht heimlich aus dem Walde schleichen könne. Die vierfüßigen Tiere aber umstellten den Wald in großem Kreise. Dann gingen sie hinein, Reineke zu suchen.

Nach einer Weile hatten sie Reinekes Höhle ausgekundschaftet. Waldmann, der Dachshund, mußte hineinkriechen und sehen, ob der Bösewicht zu Hause wäre. Er fand nur Rosel, Reinhard und deren Mutter Ermelyn in der Wohnung vor und führte sie zum Könige. Reineke selbst hatte Reißaus genommen,[1] denn er wußte schon, daß er gesucht würde. „Wo ist Reineke?" redete Nobel Frau Ermelyn an. „Verschweig mir's nicht, sonst kostet's dir das Leben." Und der König befahl, sie zu binden. Da sie sah, daß es dem Könige ernst war, wurde ihr angst und sie sprach: „Mein Mann ist in seiner anderen Burg, die eine Stunde von hier entfernt liegt." Sofort brachen die Tiere auf und gingen hin. Frau Ermelyn mußte ihnen den Weg zeigen. Dort angekommen, ging Waldmann wieder in die Höhle und jagte den Fuchs aus seinem Verstecke. Dieser versuchte zu fliehen; aber er wurde gefangen genommen.

1. **Reißaus nehmen**, to run away, to take flight.

Da bat er den König um sein Leben; doch dieser hörte ihn nicht an, sondern gab Befehl, den Schelm sofort aufzuhängen. Isegrim, Braun und Hinze führten ihn zum nächsten hohen Baume und taten, wie der König geboten hatte. In kurzer Zeit hing er tot am Seile.

Hierauf entließ der König die Tiere und sie gingen, ein jedes an seinen Ort.

Nach Rein.

Sprachübungen

Plural

N.	wir	ihr	sie	(Sie
G.	unser	euer	ihrer	(Ihrer)
D.	uns	euch	ihnen	(Ihnen)
A.	uns	euch	sie	(Sie)

c. Beantworte folgende Fragen mit dem persönlichen Pronomen der ersten Person der Einzahl:

Wem gehört das Buch? Wem folgt der Hund? Wem hilft die Lehrerin? Wem traut die Mutter? Wem gefällt das Spiel? Wem paßt das neue Kleid? (der neue Rock?) Wem fällt der Name ein?

d. Wen lobt der Vater? Wen liebt die Mutter? Wen lehrt die Lehrerin? Wen ermahnt der Lehrer? Wen ruft die Schwester? Wen pflegt die Mutter?

e. Beantworte obige Fragen mit dem persönlichen Pronomen der zweiten und dritten Person Einzahl und Mehrzahl.

11.

a. Vervollständige folgende Sätze:

Das Buch ist für ——— ———.
Die Eltern sind freundlich gegen ——— ———.
Sie gehen selten ohne ——— ——— spazieren.
Als ——— krank war, sorgte sich die Mutter um ———.

An Stelle der Striche kann man die verschiedenen Pronomen, Einzahl und Mehrzahl, setzen.

12.

Präpositionen, die den Dativ regieren:

a. Die Schüler kommen **aus** der Schule.
Wir holen das Fleisch **bei** dem Fleischer.
Wir fahren **mit** dem Schiffe.
Die Kinder spielen **nach** dem Essen.
Ich habe **seit** dem Morgen Kopfweh.
Das Geschenk habe ich **von** dem Bruder bekommen.
Das Kind kommt **zu** der Mutter.

Aus, bei, mit, nach, seit, von und **zu** regieren stets den Dativ.

b. Vervollständige folgende Sätze:

Der junge Vogel fiel aus ——— Nest.
Im Sommer wohne ich auf dem Lande bei mein— Tante. (**Onkel, Freundin**)
Wir schreiben mit ——— Kreide. (**Feder, Bleistift**)
Nach ——— Pause studieren wir Geographie.
Nach ——— Lernen kommt das Spiel.
Seit ein— Woche (**Monat**) ist der Schüler abwesend.
Die Milch kommt von ——— Kuh.
Wir erhalten die Wolle von ——— Schafe.
Der Arzt kommt zu ——— Kranken.

Statt **bei dem** sagt man **beim**; statt **von dem, vom**; statt **zu dem, zum**; statt **zu der, zur**.

Ich sitze oft beim Vater.
Wir kommen vom Lande.
Die Kinder gehen zum Onkel und zur Tante.

13.

Vervollständige folgende Sätze, indem du persönliche Pronomen an Stelle der Striche stellst, z. B. den richtigen Kasus von „ich“:

Meine Schwester sitzt bei ———.
Mittags geht sie mit ——— nach Hause.
Der Hund bekommt sein Futter von ———.
Wenn ich ihn rufe, kommt er schnell zu ———.

14.

Präpositionen, die den Akkusativ oder den Dativ regieren:

Das Bild hängt an **der** Wand.
Der Diener hängt das Bild an **die** Wand.
Das Buch liegt auf **dem** Tisch.
Die Lehrerin legt das Buch auf **den** Tisch.
Der Stuhl steht hinter **dem** Tisch.
Der Stuhl wird hinter **den** Tisch gestellt.
Die Uhr ist in **der** Tasche.
Ich stecke die Uhr in **die** Tasche.
Der Stuhl steht neben **dem** Fenster.
Stelle den Stuhl neben **das** Fenster.
Die Wolke schwebt über **der** Stadt.
Das Luftschiff fliegt hinweg über **die** Stadt.
Die wollene Decke liegt unter **dem** kranken Kinde.
Die wollene Decke wird unter **das** kranke Kind gelegt.
Die Lehrerin steht vor **der** Klasse.
Sie stellt sich vor **die** Klasse.
Der Mittelfinger ist zwischen **dem** Ringfinger und **dem** Zeigefinger.

Ich lege den Bleistift zwischen **das** Buch und **das** Tintenfaß. (**Schreibzeug**)

An, auf, hinter, in, neben, über, unter, vor und **zwischen** regieren den Akkusativ auf die Frage „Wo?“ und den Dativ auf die Frage „Wohin?“

Wenn das Verbum **Ruhe** ausdrückt, fragt man „Wo?“; wenn es **Bewegung** ausdrückt, „Wohin?“

15.

a. Vervollständige folgende Sätze:

Der Apfel hängt an ——— Baume.
Die Mutter hängt den Apfel an ——— Weihnachtsbaum.
Die Bücher liegen auf ——— Pult.
Lege die Bücher auf ——— Pult.
Der Schüler steht hinter ——— Lehrerin.
Er stellt sich hinter ——— Lehrerin.
Das Lesezeichen (Blatt) liegt in ——— Buche.
Lege das Lesezeichen in ——— Buch.
Der Schüler steht neben ——— Pulte.
Ich halte den Schirm über ——— Kopf.
Der Schirm ist über ——— Kopfe.
Der Teppich ist unter ——— Füßen.
Wenn die Schuhe schmutzig sind, legen wir eine Matte unter ——— Füße.
Der Baum steht vor ——— Hause.
Wir haben einen Baum vor ——— Haus gepflanzt.
Zwischen ——— Haus und ——— Straße ist ein Garten. Ein neues Haus wird zwischen ——— Park und ——— Schule gebaut.

b. Setze Pronomen an Stelle der Striche, z. B. den richtigen Kasus des Pronomens „ich.“

Der Brief ist an ——— adressiert.
Die Lehrerin sieht auf ———.

Sie stellt sich manchmal hinter ———, manchmal vor ———, manchmal neben ———.
Zwischen ——— Fenster und ——— sitzt der neue Schüler.
Über ——— ist der Armleuchter. (Kronleuchter)

c. Setze den richtigen Kasus der Fürwörter **du, er, sie, wir** an Stelle der Striche.

16.

Wenn wir Vater, Mutter oder Kameraden anreden, sagen wir „du." Die Lehrerin reden wir „Sie" an.

a. Die Lehrerin sagt zum Schüler:
Hast ——— deine Lektion studiert?
Wo ist ——— Buch?
Gehört dieses Heft ———?
Die erste Seite ——— Heftes ist unbeschrieben.
Wer hat ——— gestoßen?

b. Der Schüler sagt zur Lehrerin:
Haben ——— mein Heft korrigiert?
Haben ——— viele Fehler gefunden?
An dem Ärmel ——— Kleides ist Kreide.
Darf ich die Hefte für ——— sammeln?
Darf ich die Hefte in ——— Zimmer tragen?
Es tut mir leid, daß ich ——— nicht gleich gehorcht habe. Ich will ——— nicht mehr stören.

17.

Präsens

Die Schule

Die Glocke läutet. Die Schüler sind in ihren Sitzen. Zwei Mädchen fehlen noch. Sie sind krank, oder sie kommen zu spät.
Die Leherin sagt: „Legt eure Rechenbücher auf das Pult." Karl

liest die erste Aufgabe. Er geht nach vorne und schreibt sie an die Tafel. Er löst sie; das Resultat ist richtig. Die Lehrerin lobt ihn.

Nun kommen die zwei Mädchen. Sie zeigen der Lehrerin ihre Entschuldigungen. Die Lehrerin liest sie und nickt. Die beiden Mädchen setzen sich auf ihre Plätze.

18.

Imperfektum

Setze die Sätze in der Sprachübung 17 in das Imperfektum. Lasse den dritten Satz aus und achte wohl auf den vierten. Beispiel: „Die Glocke läutete."

Lincolns Geburtstag

Wir hatten keine Schule. Am Vormittag gingen wir in den Lincoln Park. Wir sahen das Standbild Lincolns. Dann schnallten wir unsere Schlittschuhe an und liefen Schlittschuh auf dem Eise. Es war sehr kalt, aber wir froren nicht, denn wir bewegten uns rasch. Um 11 Uhr hörten wir auf. Dann gingen wir zu den Tieren. Um 12 Uhr waren wir wieder zu Hause. Wir waren sehr hungrig und aßen ein gutes Mittagessen. Nachmittags spielten wir im Hause mit Nachbars Max, und am Abend lernten wir unsere Aufgaben für den nächsten Tag.

19.

Futurum

Erzähle, was du am nächsten 22. Februar tun willst. Beispiel: „Am 22. Februar wird keine Schule sein."

Die Schlußfeier

Am 21. Juni werden unsere Schulen schließen; die achte Klasse wird die Schule verlassen. Ich werde einen neuen Anzug (**neues Kleid**) bekommen. Meine Mutter wird auch in der Schule anwesend

sein. Eine Schülerin wird einen Marsch spielen, und wir werden in den Saal hineinmarschieren. Der Prinzipal wird eine kurze Ansprache halten. Dann kommen wir mit unseren Deklamationen und Gesängen. Alle Leute werden aufmerksam zuhören. Nach der Schlußfeier werden wir froh nach Hause gehen (**heimgehen**). Noch lange werden wir an die Blumen und an die frohen Gesichter der Eltern denken.

Erzähle, wie es bei der letzten Schlußfeier zuging.

Imperfektum

Beispiel: „Letztes Jahr fand die Schlußfeier am 21. Juni statt. Mein Bruder verließ mit der 8. Klasse die Schule."

20.

Perfektum

Unser Ausflug

Am 4. Juli haben wir ein Fest gefeiert. Wir sind mit Vater und Mutter zu den Großeltern gereist. Zuerst haben wir zu Mittag gegessen. Dann sind wir in einen kleinen Wald gegangen. Dort haben wir den ganzen Nachmittag gespielt. Dann haben wir wieder gegessen. Wir haben uns unter die Bäume gesetzt und die Mutter hat uns einen Teller in den Schoß gelegt. Am Abend haben wir Feuerwerk abgebrannt. Sehr spät sind wir heimgekommen. Wir waren alle recht müde, aber wir haben uns über den schönen Ausflug gefreut.

Erzähle, wie ihr den nächsten 4. Juli feiern werdet. (Futurum.) Beispiel: „Am nächsten 4. Juli werden wir ein Fest feiern."

Erzähle die Geschichte im Imperfektum. Beispiel: „Am 4. Juli feierten wir ein Fest."

21.

Präsens

Ich lerne	Ich schreibe
du lernst	du schreibst
er, sie, es } lernt	er, sie, es } schreibt
wir lernen	wir schreiben
ihr lernt	ihr schreibt
sie lernen	sie schreiben

Imperfektum

Ich lernte	Ich schrieb
du lerntest	du schriebst
er lernte	er schrieb
wir lernten	wir schrieben
ihr lerntet	ihr schriebet
sie lernten	sie schrieben

Perfektum (mit „haben“)

Ich habe gelernt	Ich habe geschrieben
du hast gelernt	du hast geschrieben
er hat gelernt	er hat geschrieben
wir haben gelernt	wir haben geschrieben
ihr habt gelernt	ihr habt geschrieben
sie haben gelernt	sie haben geschrieben

Perfektum (mit „sein“)

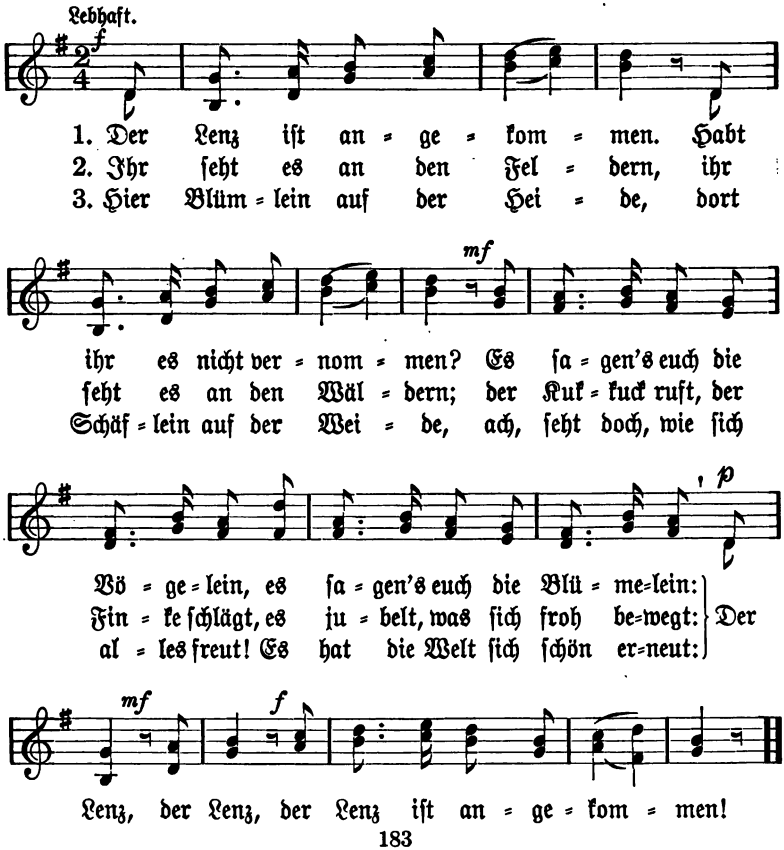
Ich bin gegangen	Ich bin gereist
du bist gegangen	du bist gereist
er ist gegangen	er ist gereist
wir sind gegangen	wir sind gereist
ihr seid gegangen	ihr seid gereist
sie sind gegangen	sie sind gereist

Anhang

1. Lenzes Ankunft

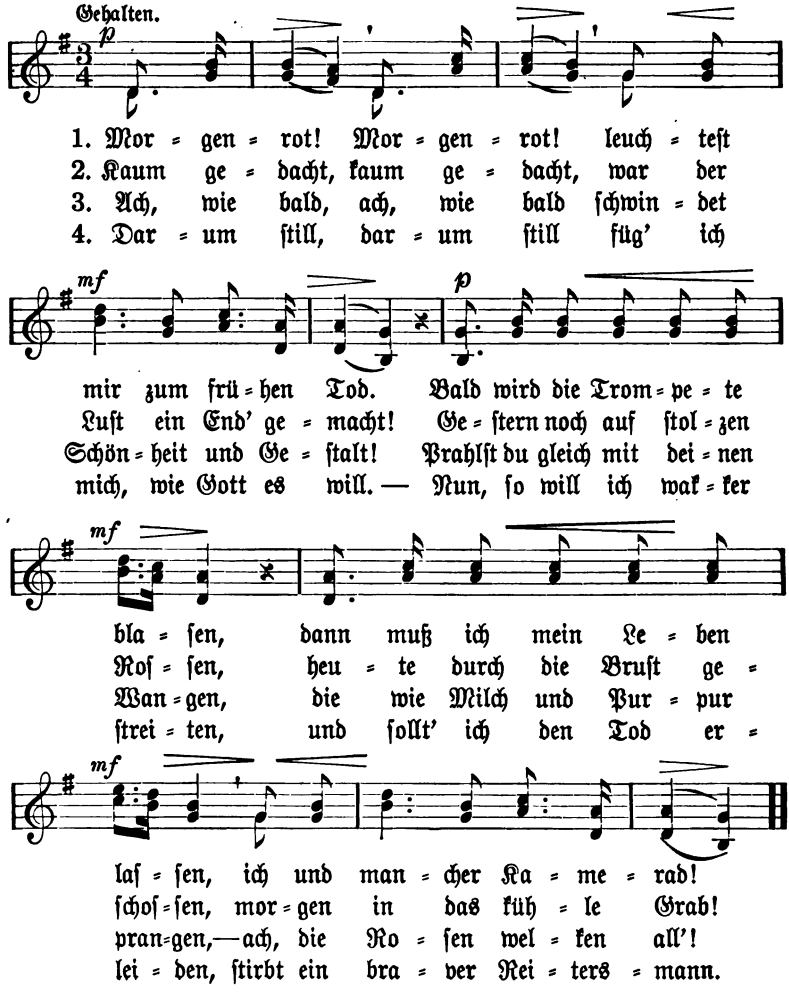
August Vulpius (1811) (1762–1827).

Friedr. Silcher (1812) (1789–1860).



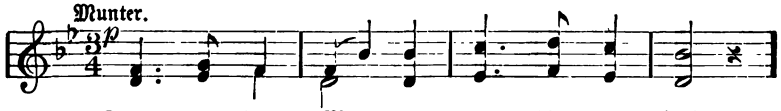
2. Reiters Morgenlied

Wilhelm Hauff. Volksweise aus dem 18. Jahrhundert.



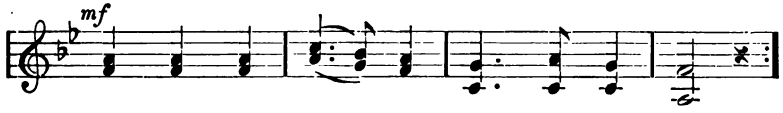
3. Frühzeitiger Frühling

Wolfgang v. Goethe (1802) (1749–1832). Volksweise von Friedrich Silcher (1825) (1789–1860).

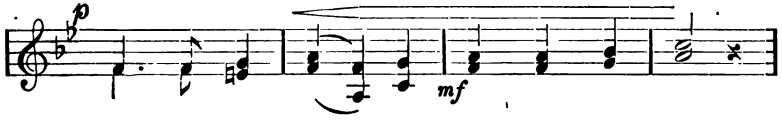


1. Ta = ge der Won = ne, kommt ihr so bald?
   Reich = li = cher flie = ßen Bäch = lein zu = mal.

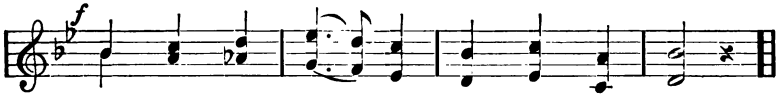
2. Un = ter des Grü = nen blü = hen = der Kraft
   Lei = se Be = we = gung bebt in der Luft,



Schenkt uns die Son = ne Hü = gel und Wald?
Sind es die Wie = sen, ist es das Tal?
na = schen die Bie = nen, sum = mend am Saft.
rei = zen = de Re = gung, lieb = li = cher Duft.



Bläu = li = che Fri = sche, Him = mel und Höh'!
Bun = tes Ge = fie = der rau = schet im Hain;



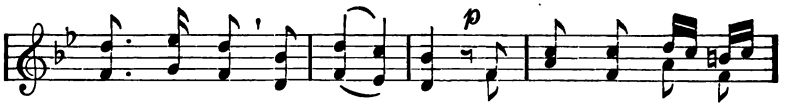
Gol = de = ne Fi = sche wim = meln im See.
himm = li = sche Lie = der schal = len dar = ein.

4. Der Turner Wanderlied

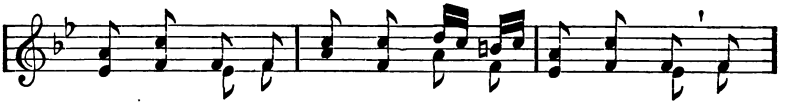
Nach Karl Zöllner (1800–1860).

Marschmäßig.

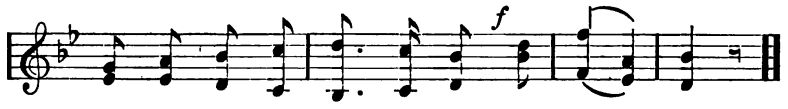
1. Das Wan=dern iſt des Tur=ners Luſt, das Wan=dern iſt des
2. Vom Waſ=ſer ha=ben wir's ge=lernt, vom Waſ=ſer ha=ben
3. Die Win=de lehr=ten Wan=dern uns, die Win=de lehr=ten
4. Und mit den Win=den wan=dern auch, und mit den Win=den
5. Die Er=de ſelbſt, ſo groß ſie iſt, die Er=de ſelbſt, ſo
6. Drum Wandern, Wandern, Tur=ner=luſt, drum Wandern, Wandern,



Tur=ners Luſt, das Wan=dern; das muß ein ſchlech=ter
wir's ge=lernt, vom Waſ=ſer; das hat nicht Ruh' bei
Wan=dern uns, die Win=de, die ü=ber Au'n und
wan=dern auch die Wol=ken, be=ſchat=ten Wäl=der,
groß ſie iſt, muß wan=dern; ſie hat, mit ihr die
Tur=ner=luſt, o Wan=dern! der Him=mel blau, die



Tur=ner ſein, dem nie=mals fiel das Wan=dern ein, dem
Tag und Nacht, iſt ſtets auf Wan=der=ſchaft be=dacht, iſt
Wo=gen hin bald laut, bald ſtil=le wan=dernd ziehn, bald
Berg und Tal und wie=gen ſich im Son=nen=ſtrahl und
gan=ze Welt, den Sinn aufs Wan=dern hin=ge=ſtellt, den
Bäu=me grün, auf, laßt hin=aus uns ju=belnd ziehn, auf,

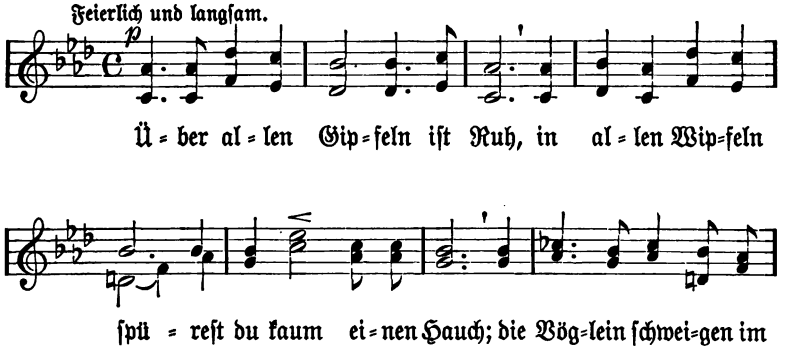


nie = mals fiel das Wan = dern ein, das Wan = dern.
ſtets auf Wan = der = ſchaft be = dacht, das Waſ = ſer.
laut, bald ſtil = le wan=dernd ziehn, die Win = de.
wie = gen ſich im Son = nen = ſtrahl, die Wol = ken.
Sinn aufs Wan=dern hin = ge = ſtellt, aufs Wan = dern.
laßt hin = aus uns ju = belnd ziehn und wan = dern.

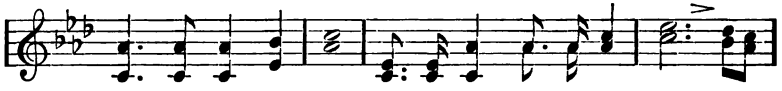
5. Wanderers Nachtlied

Wolfgang von Goethe (7. September 1783) (1749–1832).

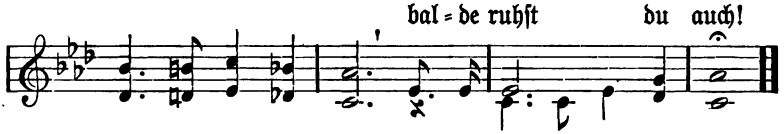
Friedrich Kuhlau (1825) (1786–1832).



Ü = ber al = len Gip = feln iſt Ruh, in al = len Wip=feln
ſpü = reſt du kaum ei = nen Hauch; die Vög=lein ſchwei=gen im
Wal = de. War = te nur, war = te nur! Bal = de,



bal = de ruhst du auch! War = te nur, war = te nur! Bal = de,

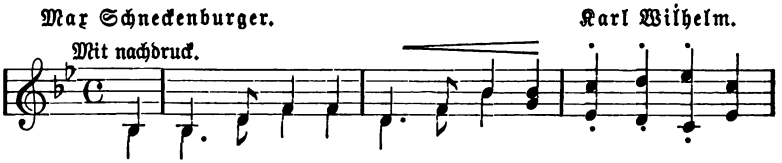


bal = de ruhst du auch!

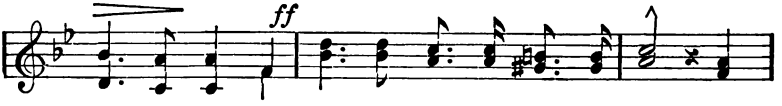
bal = de ruhst du auch, bal = de ruhst du auch!

6. Die Wacht am Rhein

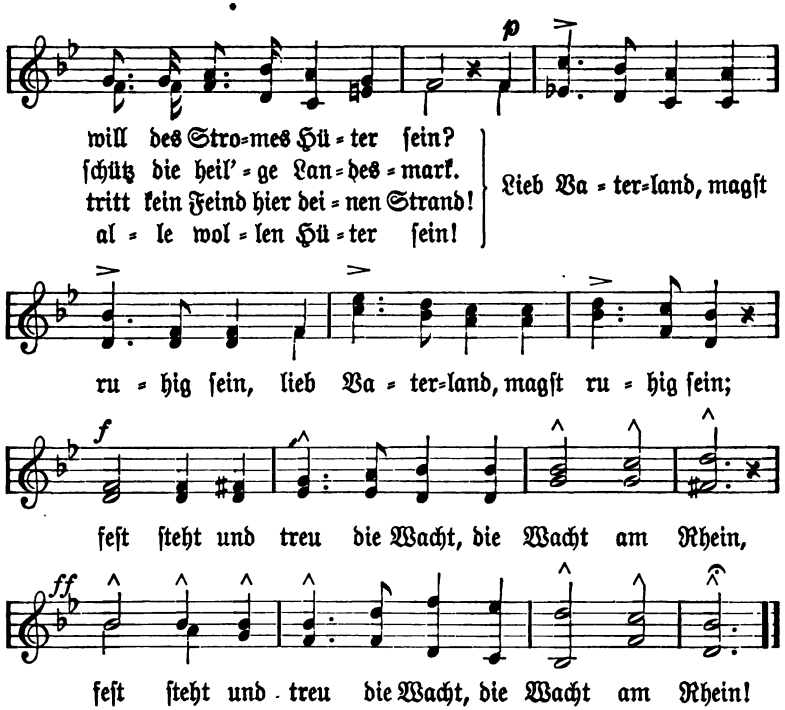
Max Schneckenburger. Karl Wilhelm.



1. Es brauſt ein Ruf wie Don = ner = hall, wie Schwert = ge = klirr und
2. Durch Hun = dert = tau = ſend' zuckt es ſchnell, und al = ler Au = gen
3. So lang' ein Trop = fen Blut noch glüht, noch ei = ne Fauſt den
4. Der Schwur er = ſchallt, die Wo = ge rinnt, die Fah = nen flat = tern

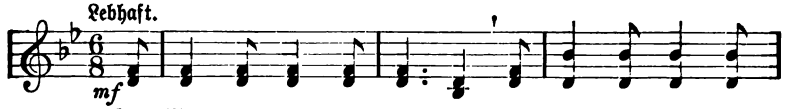


Wo = gen = prall: Zum Rhein, zum Rhein, zum deut = ſchen Rhein! Wer blit = zen hell; der deut = ſche Jüng = ling, fromm und ſtark, be = De = gen zieht, und noch ein Arm die Büch = ſe ſpannt, be = hoch im Wind: Zum Rhein, zum Rhein, zum deutſchen Rhein! Wir

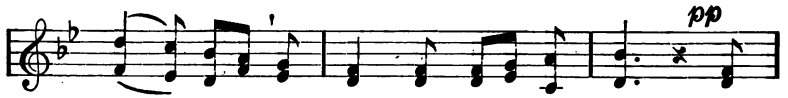


7. Jägerlied

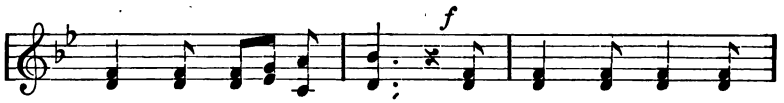
Joh. Jak. Wilhelm Bornemann (1816) (1767–1851). Volkslied (1827).



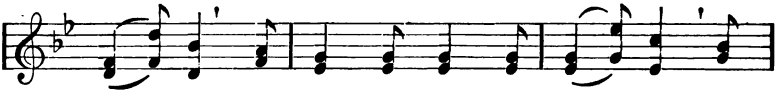
1. Im Wald und auf der Hei=de, da such' ich mei=ne
2. Das Huhn im schnel=len Flu=ge, die Schnepf' im Zick=zack=
3. So zieh' ich durch die Wäl=der, so eil' ich durch die
4. Wenn sich die Son=ne nei=get, der feuch=te Ne=bel



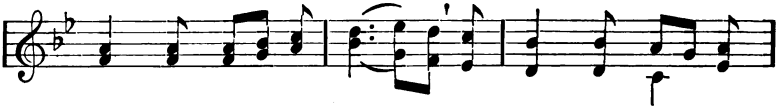
Freu = de, ich bin ein Jä = gers = mann, ich
zu = ge treff' ich mit Si = cher = heit, treff'
Fel = der wohl hin den gan = zen Tag, wohl
ſtei = get, das Tag = werk iſt ge = tan; das



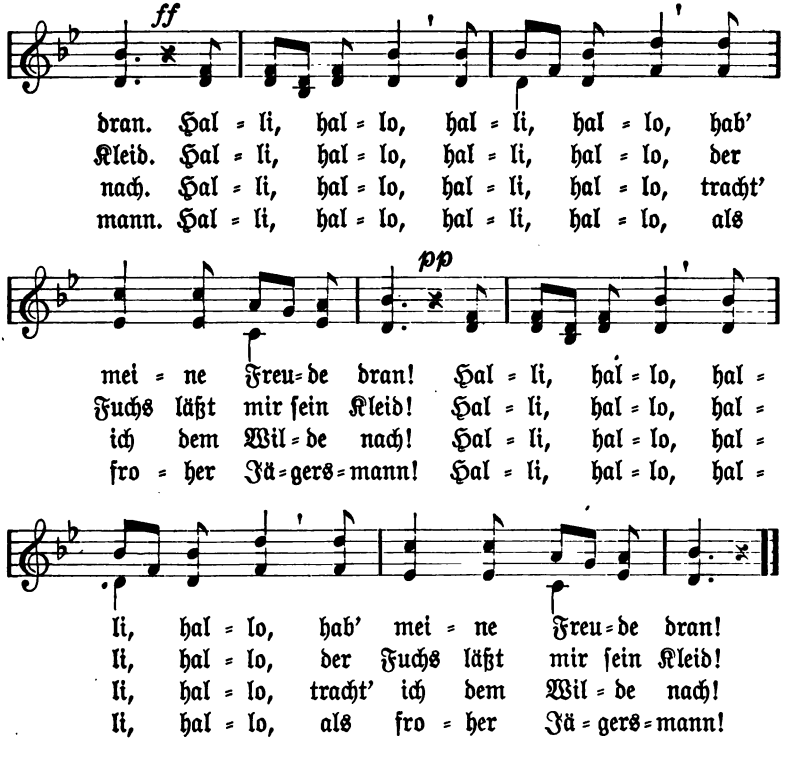
bin ein Jä = gers = mann. Den Wald und Forſt zu
ich mit Si = cher = heit. Die E = ber, Reh' und
hin den gan = zen Tag. Dann flie = hen mei = ne
Tag = werk iſt ge = tan; dann kehr' ich von der



he = gen, das Wild = bret zu er = le = gen, hab'
Hir = ſche er = leg' ich auf der Bir = ſche, der
Stun = den gleich flüch = ti = gen Se = kun = den, tracht'
Hei = de zur häus = lich ſtil = len Freu = de als



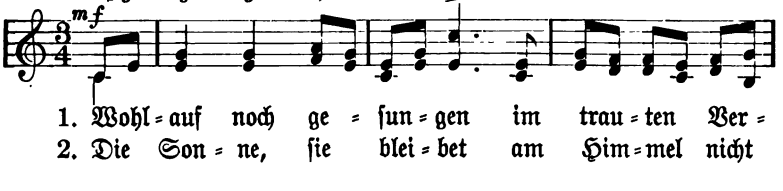
mei = ne Freu = de dran, hab' mei = ne Freu = de
Fuchs läßt mir ſein Kleid, der Fuchs läßt mir ſein
ich dem Wil = de nach, tracht' ich dem Wil = de
fro = her Jä = gers = mann, als fro = her Jä = gers =

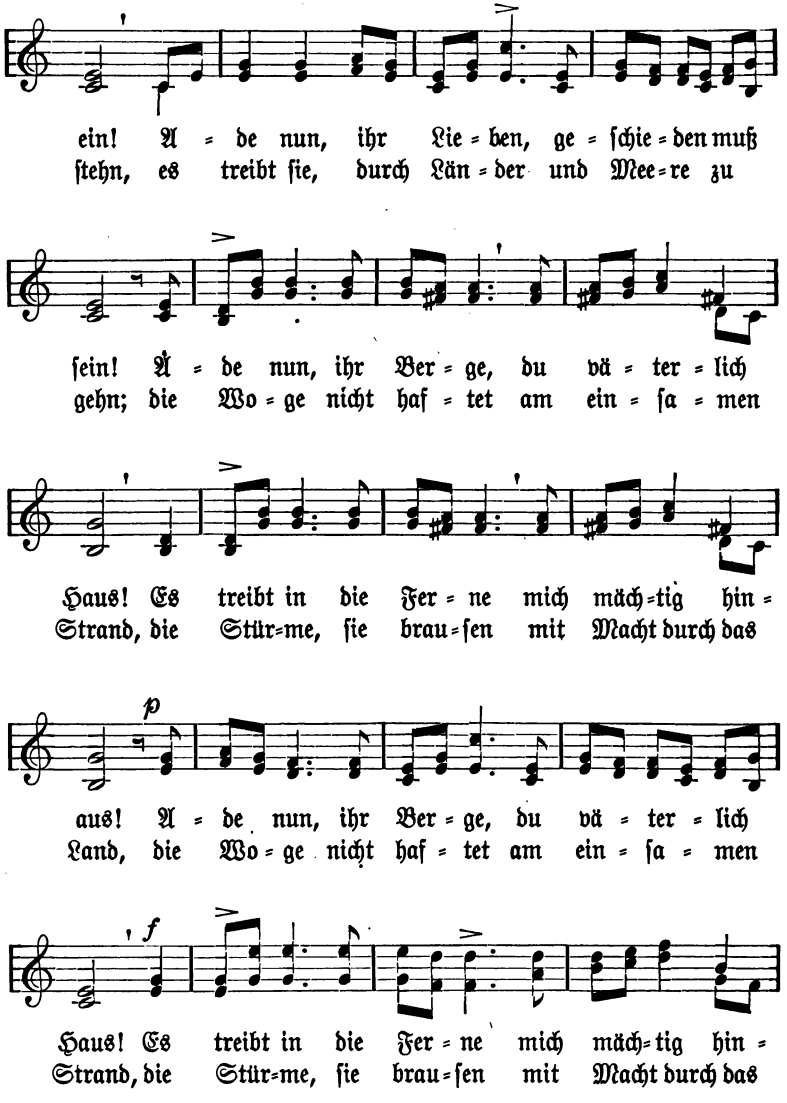


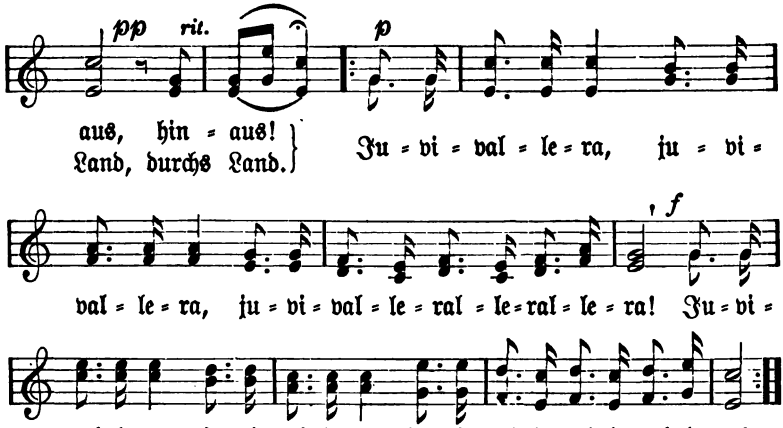
8. Des Wanderers Abschied

Justinus Kerner (1816)
(1786–1862).

Volksweise
(1827).



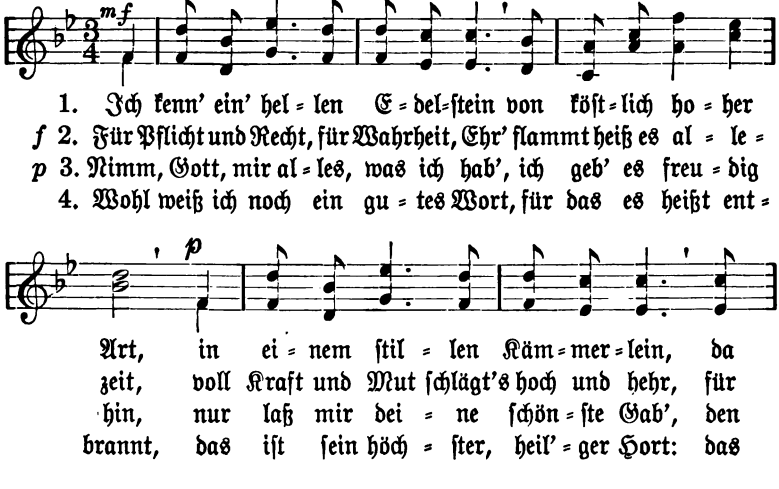

ein! A = de nun, ihr Lie = ben, ge = ſchie = den muß
ſtehn, es treibt ſie, durch Län = der und Mee = re zu
ſein! A = de nun, ihr Ber = ge, du vä = ter = lich
gehn; die Wo = ge nicht haf = tet am ein = ſa = men
Haus! Es treibt in die Fer = ne mich mäch = tig hin =
Strand, die Stür = me, ſie brau = ſen mit Macht durch das
p
aus! A = de nun, ihr Ber = ge, du vä = ter = lich
Land, die Wo = ge nicht haf = tet am ein = ſa = men
f
Haus! Es treibt in die Fer = ne mich mäch = tig hin =
Strand, die Stür = me, ſie brau = ſen mit Macht durch das

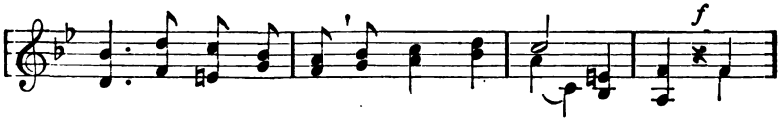


9. Das treue, deutsche Herz

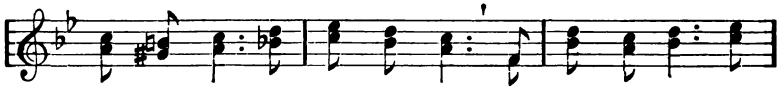
Julius Otto jun. (1825–1847)

Julius Otto (1804–1877).

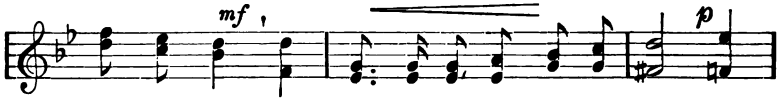




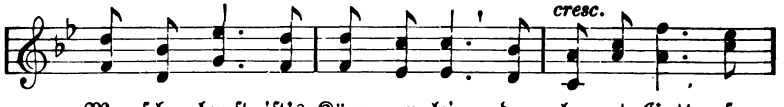
liegt er gut ver=wahrt, da liegt er gut ver=wahrt. Kein
Tu=gend, Frömmig=keit, für Tu=gend, Fröm=mig=keit. Nicht
treu=en deut=ſchen Sinn, den treu=en deut=ſchen Sinn; dann
teu=re Va=ter=land, das teu=re Va=ter=land! Treu



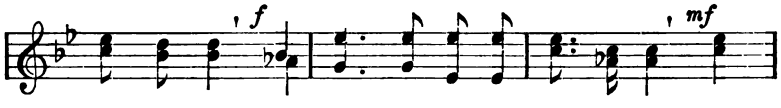
De=mant iſt, der die=ſem gleicht, ſo weit der lie=be
ſchrek=ket es der Men=ſchen Spott, es traut al=lein dem
bin ich hoch=be=glückt und reich, kein Fürſt auf Er=den
hängt's an him, ver=rät es nicht, ſelbſt wenn's in To=des=



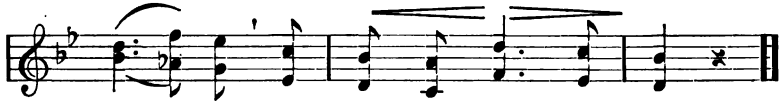
Him=mel=reicht, ſo weit der lie=be Him=mel reicht; die
lie=ben Gott, es traut al=lein dem lie=ben Gott; der
kommt mir gleich, kein Fürſt auf Er=den kommt mir gleich. Und
ſchmer=zen bricht, ſelbſt wenn's in To=des=ſchmer=zen bricht; kein



Men=ſchen=bruſt iſt's Käm=mer=lein, da leg=te Gott ſo
gan=ze Him=mel klar und rein, er ſpie=gelt ſich im
ſoll mein Leib be=gra=ben ſein, dann ſetz' in dei=nen
ſchön'=rer Tod auch kann es ſein, als froh dem Va=ter=



tief hin = ein den ſchö = nen, hel = len E = del = ſtein, das
Son=nen=ſchein, im ſchö = nen, hel = len E = del = ſtein, im
Him = mel ein den ſchö = nen, hel = len E = del = ſtein, mein
land zu weihn den ſchö = nen, hel = len E = del = ſtein, das



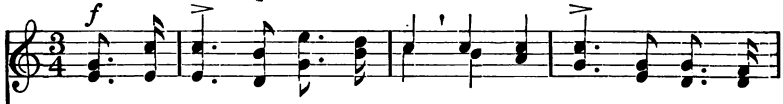
treu = e, das treu = e deut = ſche Herz.
treu = en, im treu = en deut = ſchen Herz.
treu = es, mein treu = es deut = ſches Herz.
treu = e, das treu = e deut = ſche Herz.

10. Der Jäger Abſchied

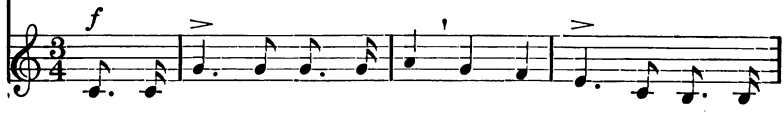
J. von Eichendorff (1788–1857).

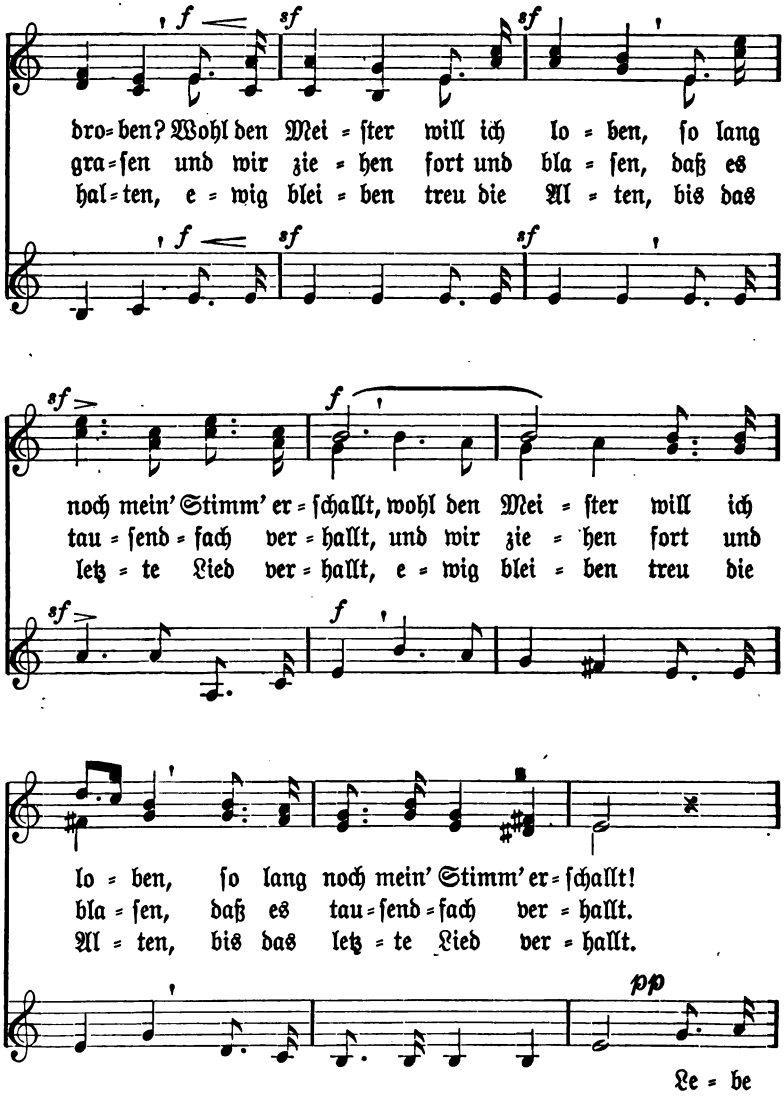
Felix Mendelsſohn (1809–1847).

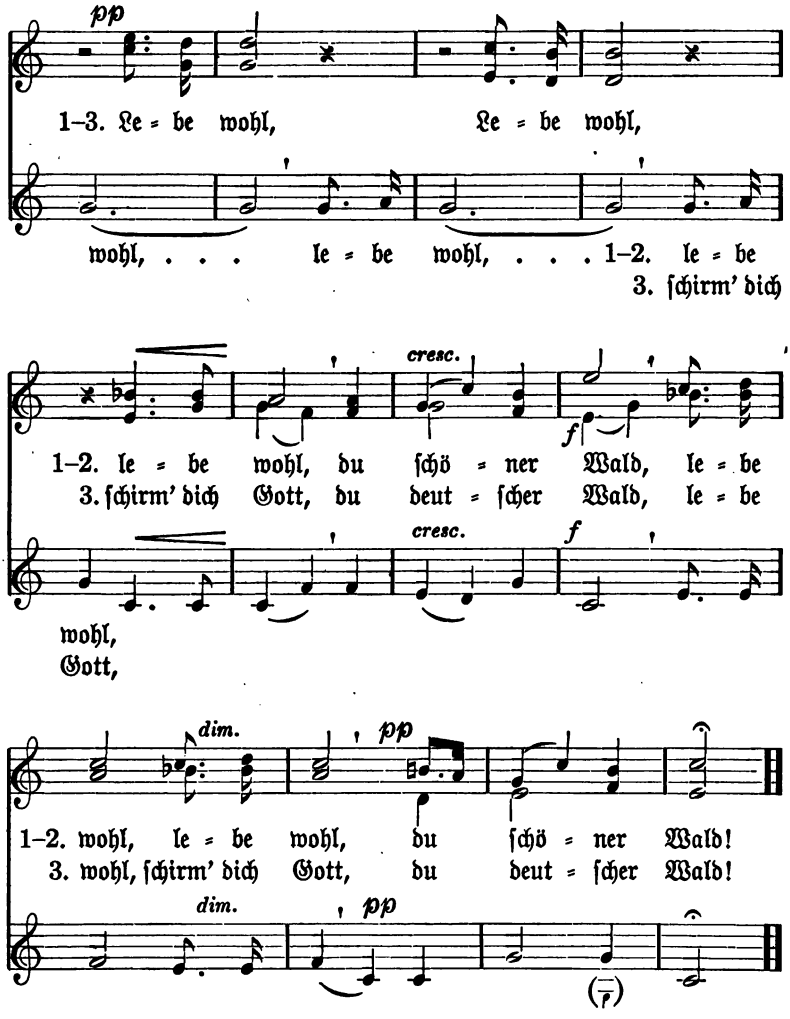
Im Zeitmaß eines Marſches.



1. Wer hat dich, du ſchö = ner Wald, auf = ge = baut ſo hoch da
2. Tief die Welt ver = wor = ren ſchallt, o = ben ein = ſam Re = he
3. Was wir ſtill ge = lobt im Wald, wol=len's drau=ßen ehr = lich




bro=ben? Wohl den Mei=ſter will ich lo=ben, ſo lang
gra=ſen und wir zie=hen fort und bla=ſen, daß es
hal=ten, e=wig blei=ben treu die Al=ten, bis das
noch mein' Stimm' er=ſchallt, wohl den Mei=ſter will ich
tau=ſend=fach ver=hallt, und wir zie=hen fort und
letz=te Lied ver=hallt, e=wig blei=ben treu die
lo=ben, ſo lang noch mein' Stimm' er=ſchallt!
bla=ſen, daß es tau=ſend=fach ver=hallt.
Al=ten, bis das letz=te Lied ver=hallt.
Le=be


pp
1–3. Le = be wohl, Le = be wohl,
wohl, . . . le = be wohl, . . . 1–2. le = be
3. ſchirm' dich
cresc.
f
1–2. le = be wohl, du ſchö = ner Wald, le = be
3. ſchirm' dich Gott, du deut = ſcher Wald, le = be
cresc.
f
wohl,
Gott,
dim.
pp
1–2. wohl, le = be wohl, du ſchö = ner Wald!
3. wohl, ſchirm' dich Gott, du deut = ſcher Wald!
dim.
pp
(f)

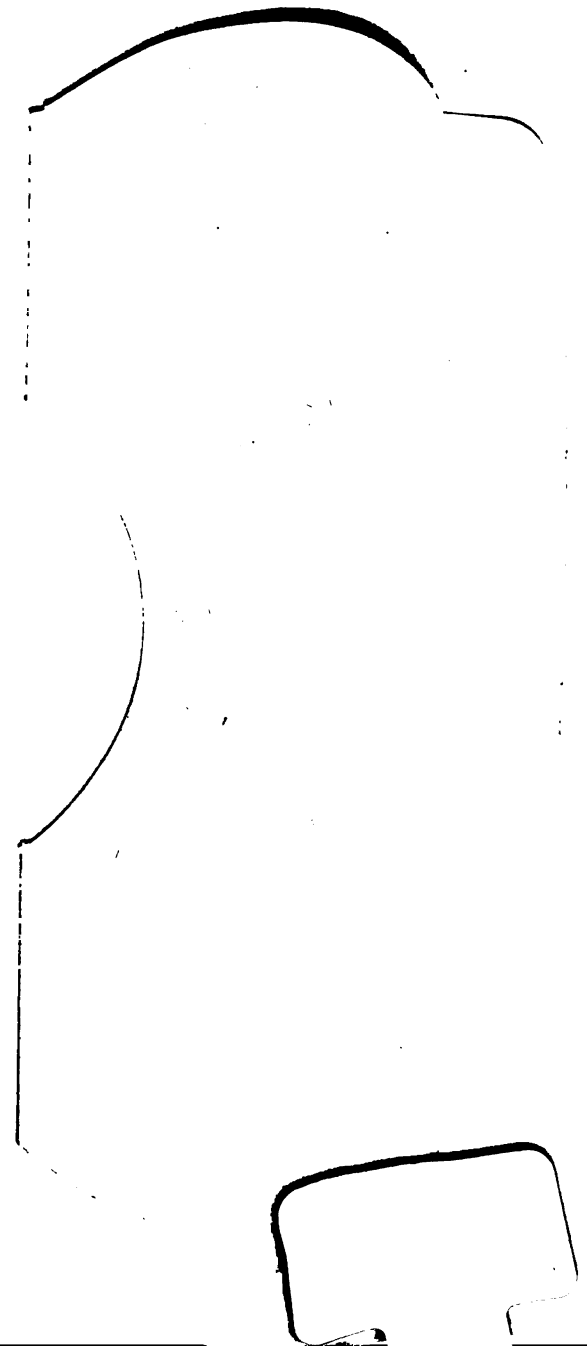
Inhaltsverzeichnis

Erster Teil

	Seite		Seite
Aus Sturmes Not	52	Die Ameisen	18
Das beste Getränk	19	Die dunkelblaue Wiese	4
Das Brot	62	Die Grille und die Ameise	18
Das Chicagoer Feuer	47	Die Katze	24
Das Christbäumchen	40	Die Katze, die alte und die junge Maus	35
Das fremde Kind	57	Die Kinder zu Hameln	44
Das gestohlene Pferd	16	Die Schwalben rächen sich	8
Das Lied vom Monde	3	Die traurige Geschichte vom dummen Hänschen	28
Der Affe und die Uhr	15	Die Vögel im Winter	28
Der Blinde und der Lahme	23	Einkehr	37
Der Elefant und der Schneider	32	Ein kleines Nest	1
Der erste Schnee	41	Hans und die Spatzen	9
Der Fuchs und der Rabe	26	Kind und Buch	17
Der große Birnbaum	38	Mäuschen	26
Der gute Indianer	49	Rätsel	27
Der gute Kamerad	43	Rätsel	42
Der Holzhacker	54	Rätselfragen	2
Der Hufnagel	42	Regenwetter in der Stadt	12
Der Laternenmann	31	Sprichwörter	20
Der Nordwind	63	Steh auf!	1
Der Osterhas	30	Sultan mit dem Korbe	23
Der Rätselmann	21	Verkehrte Welt	15
Der Robin	10	Verlangen nach dem Frühling	39
Der Schneemann	46	Vom Mäuschen	33
Der Sommer	1	Vom schlafenden Apfel	36
Der Storch und der Fuchs	60	Vom Spinnlein und Mücklein	62
Der Weinberg	19	Wie es im Lande der Riesen zugeht	14
Der Wolf und der Mensch	59	Wie es im Lande der Zwerge ist	14
Dezember	46		
Drei Paare und Einer	22		

Sprachübungen 65–73

	Seite		Seite
Anhang — Lieder			74–84
An den Mond	77	Freiheit, die ich meine	75
Das A B C-Lied	74	Rätsel	76
Das stille Tal	82	Sandmännchen	79
Der Wanderer	81	Scheiden und Wiedersehen	78
Des Sommers letzte Rose	80	Sehnsucht nach dem Frühlinge	83

Zweiter Teil

Am frühen Morgen	87	Die Maus	92
Das Bächlein	85	Die Rache	126
Das brave Mütterlein	111	Die vier Brüder	85
Das Ei des Kolumbus	123	Dornröschen	141
Das Erkennen	113	Ein schöner Weihnachtsabend	128
Das Gewitter	121	Fritz hat so lange nicht geschrieben	108
Das Märchen vom Schlaraffenland	116	Geben und Nachgeben	111
Der arme Musikant	101	Gefunden	88
Der Bergmann bei der Arbeit	115	Im Walde	98
Der Brand des Iroquois-Theaters in Chicago	136	Liebe eines Storches zu seinen Jungen	131
Der Geiger in der Wolfsgrube	124	Mut einer Katze	100
Der Hahn, der Hund und der Fuchs	91	Rätsel	97
Der Kirschbaum	89	Reineke Fuchs	160
Der Menschenfresser	107	Schneewittchen	147
Der Radfahrer	127	Schwäbische Kunde	118
Der Schlaf der Blumen	109	Vergißmeinnicht	88
Der Sperling	94	Waldlilie im Schnee	133
Die Auswanderer	122	Wassertröpflein	100
Die geflickte Hose	106	Wintervergnügen	110
Sprachübungen			175–182
Anhang — Lieder			183–197
Das treue deutsche Herz	193	Frühzeitiger Frühling	185
Der Jäger Abschied	195	Jägerlied	189
Der Turner Wanderlied	186	Lenzes Ankunft	183
Des Wanderers Abschied	191	Reiters Morgenlied	184
Die Wacht am Rhein	188	Wanderers Nachtlied	187